Satyriſche Briefe

über

Altes und Neues.

Von

Carl Theodor Griesinger.

Stuttgart.

C. A. Sonnewald'ſche Buch- und Muſikalien-Handlung.

1840.

Satyrische Briefe.

Satyrische Briefe

über

Altes und Neues.

Herausgegeben

von

UNIVERS. LIPS.

Carl Theodor Griesinger.

Stange

Nous avons pardonnons tout, et rien aux autres hommes

La fontaine.

Stuttgart.

Verlag der C. A. Bonnewald'schen
Buch- und Musikalien-Handlung
1840.

Vorrede.

Es passirte mir kürzlich, daß ich eine Erbschaft machte. Ich war sogar der Alleinerbe. Der Verstorbene, einer meiner Verwandten, hatte, wie es scheint, eine besondere Vorliebe, eine Eigenschaft, die nicht viele Leute mit ihm theilen, für mich gefaßt. Natürlich freute ich mich unendlich auf diese Erbschaftsantretung; ich berechnete schon, was ich mit dem vielen Gelde anzufangen hätte, und entschloß mich sogar, zu Nutz und Frommen der lesenden Welt, kein einziges Buch mehr zu schreiben. Allein, wie es oft geht, absonderlich bei Erbschaften und Heirathen, ich hatte die Rechnung ohne den Wirth gemacht. Ich hätte bedenken sollen, daß der Verstorbene ein württembergischer Pfarrer sei. Wahrhaftig, er hinterließ gar nichts als einen alten Bücherschrank mit noch ältern Büchern! Zum Glück waren auch

keine Schulden da, wahrscheinlich, weil ihm Niemand geborgt hatte. Der Leser wird begreiflich finden, daß ich über diese Aufklärung im Anfang ziemlich aus der Fassung gebracht war, fast so sehr, als gewisse Regierungen über die Aufklärung überhaupt; allein weil ich gerade jezt praktische Philosophie studire, so wußte ich mich in Bälde zu trösten, d. h. ich that so vor den Leuten. Ich kam mir wie ein umgekehrter Wittwer vor, dessen Herz lustig ist, während seine Kleider trauern. Die alten Bücher hatte ich schon im Sinn einem Antiquar zu verkaufen, da fiel mir unter dem alten Plunder ein kleines Schriftchen auf, das halb zerrissen ausser dem Titelblatte kaum noch 50 oder 60 leserliche Seiten aufzuweisen hatte. Das Titelblatt hieß: „Wirtembergische Briefe." Der Name des Verfassers, des Verlegers, des Druckers war nicht genannt. Das gehörte noch der guten alten Zeit an. Ich stöberte in dem Büchlein herum und fand allerliebste Briefe. Freilich ist es Schade, daß nicht mehr alle vorräthig waren; allein „was thut das," dachte ich, „du kannst sie ja ergänzen. Es werden tagtäglich

in Italien verschiedene Antiken fabricirt.“ So entstanden die satyrischen Briefe. Einzelne derselben sind förmlich abgeschrieben, wie besonders Nro. 8 u. ff., Nro. 40 und 45 u. s. w. Andere gaben mir die Ideen zu neuen Briefen, und wieder Andere, — diese freilich bilden die Mehrzahl — die ich schon lange im Kopf herum trug, hatte ich nun Gelegenheit, unterzubringen. So war mir der verstorbene Erblasser doch zu Etwas nütze; dem Leser aber schwerlich, denn derselbe wird sogleich erkennen, daß ich eigentlich gar keine Anlage zum Satyriker habe. Diese wirtembergischen Briefe haben mich allein dazu gestempelt.

Sollten vielleicht Recensenten meinen, hier sei von einem Nachdruck oder Plagiatorium die Rede, so bin ich ihnen sehr dankbar, wenn sie ihre Meinung beweisen, was sie gewöhnlich nicht der Mühe werth finden, schon weils Mühe macht. Uebrigens giebt es der abschreibenden Schriftsteller so viele, daß Einer mehr oder weniger nicht viel ausmacht. Auch existiren schon so viele Bücher, daß die Idee zu einem neuen meistens aus zwei alten gestohlen ist. Dieser Dieb-

ſtahl wird ſelten als ein furtum commissum angeſehen und ſomit machen meine ſatyriſchen Briefe ſo gut auf Originalität Anſpruch, als irgend ein anderes Werk. Ob dagegen die Gedanken originell ſind, iſt wieder eine andere Frage.

Sollten dieſe Briefe unter dem deutſchen Publikum Anklang finden, ſo habe ich gegründete Hoffnung, bald wieder ein altes Büchlein zu finden, aus dem ich neue Ideen ſchöpfen werde; denn ich habe mich entſchloſſen, die Bibliothek meines Anverwandten jetzt ganz beizubehalten, da mir der Antiquar nur zwei Thaler dafür bot und der Buchhändler für einen einzigen Bogen doch etwas mehr Honorar bezahlt.

In der Hoffnung, bald wieder eine Vorrede ſchreiben zu können, zeichne ich mich mit aller Achtung von dem leſenden und kaufenden Publikum, als deſſen unterthänigſten Diener

Stuttgart, Juli 1839.

C. Th. Grieſinger.

Stange

1.

Schreiben des Verfassers an seinen Verleger.

Geehrter Herr!

Ich weiß recht wohl, was an der Zeit ist. Ich weiß, daß Uebersetzungen an der Zeit sind. Ein Buchhändler ist der glücklichste Mensch von der Welt, wenn er eine Gesammtausgabe eines englischen oder französischen Autors herausgeben kann. Der englische und französische Autor ist vielleicht in seinem Vaterland wenig gekannt; man schätzt ihn dort vielleicht gering; allein das thut nichts, wir Deutsche erkennen ihn deßwegen doch an, wir machen ihn eigentlich erst berühmt, so wie einst die Griechen durch Rückwirkung ihrer Colonieen wieder frei wurden. Der englische und französische Autor in seiner deutschen Uebertragung geht reißend ab. Zum Ueberfluß zahlt der Verleger noch ein Paar hundert Gulden an einen berühm-

ten Büchermacher um eine Vorrede, und das Glück des Buches ist fertig. Solche Verlagswerke, werden Sie sagen, sind an der Zeit. Sie haben ganz Recht. Ich habe deßwegen auch im Anfang im Sinne gehabt, auf den Titel setzen zu lassen „aus dem Englischen von * *." Allein zum Glück fiel mir ein, daß ich einen Contract mit Ihnen habe, wornach Sie Alles, was ich schreibe, in Verlag nehmen müssen. Machen Sie sich daher gefaßt, recht viel drucken zu lassen. Ich habe nehmlich im Sinne, unendlich viel zu schreiben und mir deßhalb bereits den berühmten Büchermacher NN. zum Muster genommen. Als ich denselben zum letzten Mal besuchte, traf ich ihn an seinem ungeheuern Schreibtische, der mit wenigstens zwanzigerlei Büchern überdeckt war. Alle Bücher waren aufgeschlagen. Der Mann bewegte sich hin und her wie ein Aal; bald traf sein Blick dieses Buch, bald jenes, bald schlug er dort, bald hier nach; dann schrieb er wieder mit entsetzlicher Eilfertigkeit. Manchmal strich er auch in den gedruckten Werken etliche Stellen, ja zum Theil ganze Seiten und Bogen an, und ließ sie durch seinen Abschreiber copiren. Von Andern strich er etliche Stellen durch und ließ die Uebrigen abschreiben. Die Sache interessirte mich und ich fragte ihn, was er denn da mache. „Was ich mache?" erwiederte er. „Herr,

Sie sind ja auch ein Stück von einem Schriftsteller, und können so fragen? Ich mache Bücher. Ich habe einen Contract abgeschlossen über ein Werk, das drei Bände umfassen soll; die drei Bände müssen in acht Tagen fertig seyn, und nun können Sie sich denken, daß ich zu eilen habe." Jetzt sah ich deutlich, wie die Bücher dieses berühmten Autors gemacht wurden, und verwunderte mich nicht mehr, daß sie so großen Absatz fanden. Sollte die Welt ein Werk nicht anerkennen, welches das Beste von dem enthält, was früher in zwanzig Büchern niedergelegt war? Nur geifernde Recensenten, die nicht auf ähnliche Weise zu Werke zu gehen verstehen, könnten da ein Plagiatorium erblicken und den Verfasser einen Zusammenschmierer nennen. Dieser Autor brachte mich auf eine großartige Idee. Ich habe nehmlich im Sinne, eine große Fabrik in seiner Art anzulegen. Ich werde eine Menge Bücher hiezu nöthig haben, allein es giebt ja Bibliotheken. Ich werde mir um den Staat ein unendliches Verdienst erwerben, denn ich werde eine Masse junger Leute dabei beschäftigen. Ein Theil dieser meiner Handlanger wird Auszüge aus deutschen Schriften machen; ein anderer Theil wird aus dem Französischen und Englischen übersetzen, und wenn dieser oder jener der Uebersetzer etwa kein Englisch versteht, so

lasse ich die englischen Bücher aus französischen Uebersetzungen übersetzen; ein dritter Theil endlich wird zusammentragen, so daß die einzelnen Stücke ein Ganzes, ein Buch werden. Ich selbst lege blos die letzte Feile an und schreibe die Vorrede. Was den Inhalt der Bücher betrifft, so ist derselbe mir ganz gleichgültig. Das eine Mal ist es ein großartiges musikalisches Werk, das ich auf die angegebene Manier combilire. Das andere Mal ist es ein geographisches; das dritte Mal ein historisches, und das vierte Mal ein belletristisches Werk. Keine einzige Wissenschaft sei ausgeschlossen, denn ich kenne alle sehr gründlich, d. h. vom Hörensagen, und das ist genug bei Edirung eines Werkes. Geben Sie acht, wie bald mein Name berühmt wird und wie Ihre Kassen sich füllen werden! Sollten Sie übrigens nicht mehr auf alle meine Plane eingehen können, so werde ich Rundschreiben an alle Verleger der Erde ergehen lassen. Ich werde Jedem derselben sagen, daß ich schon seit zwanzig Jahren — es thut Nichts, daß ich erst achtundzwanzig Jahre zähle — an einem Werke arbeite — es thut Nichts, daß ich noch nicht einmal weiß, woraus ich dasselbe combiliren lassen werde, — das einzig in seiner Art dastehen werde — es thut Nichts, daß schon hundert ähnliche Schriften erschienen sind — und in jeder

Hinsicht Bedürfniß der Zeit und des Publikums sei — es thut Nichts, daß das Publikum bis jetzt noch selbst nichts davon weiß, es wird seine Bedürfnisse schon aus meinen achtzigtausend Annoncen, die ich in der Welt herumschicke, erfahren. Ich werde jedem Verleger noch extra bemerken, daß ich mich nur an ihn wende, weil sein Verlag allein großartig genug sei, mich mit ihm einzulassen. Die Buchhändler, obwohl wissend, was an diesen meinen Redensarten ist, werden mit Freuden auf meine Plane eingehen, indem sie mir zu wissen thun, daß sie nur des Publikums halber ein Werk verlegen, von dem sie selbst statt Vortheil nur Schaden ärndten könnten, und — die Welt wird großartige Dinge erleben. Doch ich will mich jetzt noch nicht näher erklären, damit kein Anderer mir in's Handwerk pfusche.

Um nun wieder auf mein jetziges Werk zurückzukommen, so hat dasselbe wenigstens Ein Anziehendes, wenn auch sonst gar Nichts. Es ist dieß der Titel. „Satyrische Briefe!" wird das Publikum erstaunt ausrufen und anbeißen. Ich weiß recht wohl, was Satyre ist, und weiß deßwegen auch, daß in meinen satyrischen Briefen gar keine Satyre enthalten ist. Allein das thut Nichts. Das Publikum wirds wenigstens glauben. In der

That giebts in Deutschland, für das ich zunächst schreibe, ob ich gleich nichts dagegen habe, wenn mein Werk auch in englischen und französischen Uebersetzungen erscheint, sehr viele Dummheiten und Thorheiten, die lächerlich gemacht werden könnten; — ich will jedoch damit den andern Ländern ihre etwaigen Ansprüche auf eben so viel oder noch mehr Dummheiten und Thorheiten keineswegs entziehen — allein um Thorheiten lächerlich zu machen, dazu gehört Erfahrung, sehr viel Erfahrung, und diese habe ich nicht, da ich, wie Sie wissen, noch gar wenig in der Welt herumgekommen bin. Damit übrigens dieser Mangel unseres Buches nicht zu bald entdeckt wird, so übersenden Sie mir etliche dutzend Stück vollwichtige Dukaten. Ich werde dieselben, nebst je einem Freiexemplar, an die verschiedenen Recensenten meiner Bekanntschaft abzusenden die Ehre haben, und darf bei solcher Selbstempfehlung meines Werks sicher seyn, einen Posaunenstoß zu erleben. Das Publikum wird zwar nicht recht wissen, wie es die Lobposaunenstöße und meine satyrischen Briefe ohne Satyre zusammenreimen soll, allein es wird einsehen, daß gerade hierin die Satyre liegt. Die gescheidten Leute werden lachen, die dummen werden kaufen, und das ist die Hauptsache. Es lebe die Dummheit!

Was die Ausstattung des Buches betrifft, so werden Sie sich nach dem Bedürfniß der Zeit richten. Die Aeusserlichkeit ist gegenwärtig als Hauptaugenmerk zu betrachten, und zwar sowohl bei der Erziehung der Kinder, als bei der Wahl eines Bücherformats. In der Gewißheit, daß unsere Spekulation gelingen wird, bin ich mit gewohnter Freundschaft

Ihr ergebener N. in N.
berühmter Schriftsteller.

2.

Antwort des Verlegers.

Mein Herr!

Schon lange hat mich der Contract, den ich mit Ihnen machte, gereut. Er wird mich noch um alle meine Habe bringen. Ich möchte wissen, wo die jetzigen Schriftsteller hindenken! Fordern sie doch Honorare, vor denen man noch vor 30 Jahren zurückgebebt wäre! Meinen sie doch mehr werth zu seyn, wenn sie auch nur eine Brochüre geschrieben haben, als Klopstock, Wieland und Herder, die Bogen für Bogen nur zwei Gulden bekamen und froh seyn mußten, wenn ihnen ihr Verleger zum Neujahr noch ein Paar Hosen und einen von ihm nur ein Jahr lang getragenen Hut zum Präsent machte! Hätte ich in der Dummheit den verdammten Contract nicht abgeschlossen, so seyn Sie

versichert, daß ich das Werk, das Sie mir hier senden, nicht in Verlag nehmen würde. Was denken Sie, Ihre Briefe „satyrische Briefe" zu betiteln! Wahrhaftig, wenn Iselin in seiner Vorrede zu der Geschichte der helvetischen Tugend behauptet, daß jede Nation demjenigen einen Preis geben sollte, der die Mängel ihrer Verfassung und Sitten in das vollkommenste Licht setzen würde, so hätten Sie wohl, mein Herr, auf diese Belohnung nicht die mindeste Ansprache zu machen. In der That habe ich bei fleißiger und aufmerksamer Durchlesung Ihrer übersandten Hefte nicht Einen satyrischen Zug wahrgenommen, der auf die Mißbräuche und Thorheiten in Deutschland oder sonst wo, auch nur die entfernteste Beziehung hätte. Denn wo hätten wir wohl in unserem Land einen Beamten, der sich bestechen ließe — oder dem es mehr um Befriedigung seines Eigennutzes als um Beförderung der Gerechtigkeit zu thun wäre? — wo einen Arzt, dem sein Einkommen näher als die Gesundheit seiner Patienten — am Herzen läge? — wo einen Geistlichen, dem der Bauch sein Gott wäre? — wo einen Advokaten, der eines Bubenstücks fähig, oder niederträchtig genug wäre, sich dem Klienten aufzudringen — und seinen Verdienst zu erbetteln? — wo eine Gattin, die die eheliche Treue verletzte? —

wo eine Schauſpielerin, der es nicht blos um die Kunſt zu thun wäre? — wo eine Wittwe, die ſich dem Geitz und Wucher ergäbe? — wo eine adeliche Dame, die ſich des bürgerlichen Umgangs ſchämte, oder gar über die erlaubten Gränzen in den entgegengeſetzten Fehler verfiele? — wo einen Abgeordneten, der ſich beſtechen ließe? — wo ein Miniſter, der ſeiner Pflichten vergäße und ſein Vaterland verriethe? — wo civiliſationswidrige Univerſitäts-Amtleute? — kurz, mein Herr, wo ſollte ſich in unſerem geſitteten und geſegneten Lande das Gemälde finden, wovon die in Ihren Briefen enthaltenen ſatyriſchen Züge abgezogen ſind? — Vielmehr müſſen wir geſtehen — (und aller Welt iſt es bekannt) — daß unſere Beamte durchaus erfahrene — redliche und unpartheiiſche Männer ſind, die in Erfüllung ihrer theuren Pflichten ihr einziges Vergnügen finden, — daß es unſern Aerzten allein um die Aufnahme ihrer heilſamen Kunſt — und um das allgemeine Wohl der Menſchheit zu thun iſt — daß unſeren Theologen die Geſetze der Mäßigkeit, der Sanftmuth, der Gerechtigkeit und des gegenſeitigen Wohlwollens ſtets heilig ſind, — daß unſere Rechtsgelehrte in Ruhe erwarten, bis ſie um ihren Beiſtand angeſprochen werden, und daß ſie ſich als die abgeſagteſten Feinde von aller

Argliſt und Chicane nie einer ungerechten Sache unterziehen, — daß die Gattinnen unſerer Männer der ehelichen Treue getreu, nur mit genauer Beſorgung ihres Hausweſens — und mit vernünftiger Erziehung ihrer Kinder beſchäftigt ſind, — daß unſere Wittwen bei einem ſtillen, eingezogenen Wandel und bei wohlthätigen Liebeswerken allein ihrem Gott dienen, — daß unſere Adelige nur in den Tugenden der Menſchenliebe, der Demuth, der Herablaſſung, der Geſelligkeit und der Sittſamkeit ihre Ehre ſuchen, — daß die Theater-Mitglieder nur allein der Kunſt leben und dem Beſtreben, die Menſchen zu beſſern und zu veredeln, — daß unſere Miniſter nur für das Beſte des Landes beſorgt ſind, und unſere Abgeordnete nur für die Aufrechthaltung der Volksrechte, — mit einem Wort, mein Herr, daß unſer Land, unſer beglücktes Vaterland, der Sitz der Vernunft, der Aufklärung und aller edlen Tugenden iſt. —

Unter dieſen Umſtänden werden Sie einſehen, daß ich mit der Herausgabe Ihres Buches wieder baaren Verluſt habe, wie ſchon oft geſchehen. Ich erſuche Sie deßwegen mir zu erlauben, die Auflage dießmal doppelt ſo ſtark zu machen, als gewöhnlich, natürlich ohne Honorarerhöhung. Von ihrem letzten Werke liegen mir noch ſo viele Exemplare

vorräthig, daß dieſe Bitte wohl gegründet ſeyn wird.

Mit Achtung zeichnen wir

Ew. Wohlgeboren

ergebenſte Buchhandlung N. N.

3.

Schreiben eines Bürgers der Stadt N. an den Abgeordneten der Stadt N.

Hochzuverehrender Herr Delegirter! Insonderheit schätzenswerthes Mitglied der zweiten Kammer!

Es sind nun ungefähr sechs Monate, daß die Stände unseres Landes beieinander sind und Sie mitten unter Ihnen. Meine Mitbürger und ich, wir folgten mit allem Eifer den ständischen Verhandlungen. Keine Sitzung, ja keine Rede in einer Sitzung blieb uns verborgen, denn wir erwarteten von diesem Landtage große Resultate. Besonders aufmerksam waren wir auf Sie, als den von uns aufgestellten Abgeordneten. Wir erwarteten von einem Manne Ihres Geistes und Ihrer Grundsätze hohe Dinge. Gewiß haben wir uns in dieser Hinsicht auch

nicht getäuscht, wenigstens ich nicht, denn ich sagte immer zu meinen Freunden, wenn diese von Ihrer Liberalität sprachen, „sie sollten nur Acht geben, es werde schon noch was Rechtes aus Ihnen werden.“ In der That, es gieng diese meine Prophezeihung schneller in Erfüllung, als ich bei Ihrer anerkannten Rechtlichkeit für möglich gehalten hätte.

Zwar daran will ich Sie nicht erinnern, was Sie immer Donnerstag Abends bei der Gesellschaft im schwarzen Ochsen für Redensarten zu führen gewohnt waren. Das war ja noch zu der Zeit, ehe Sie ein Amt hatten, und wir wissen ja wohl, daß ein Mensch, der wenig zu beißen und zu nagen hat, leicht gereizt wird. Jetzt ist das freilich anders, denn jetzt haben Sie ein Einkommen. Aber daran möchte ich Sie doch erinnern, was sie uns versprechen, als wir Sie zum Abgeordneten wählten. Sie versprachen, glaube ich, für Preßfreiheit, Steuerverminderung, Zehntablösung und dgl. mehr zu stimmen. Dagegen haben wir von allem dem Nichts gelesen, sondern Ihr Name scheint vielmehr auf der Liste derer zu stehen, die gegen alle diese Punkte stimmten; allein lassen Sie sich dadurch nicht stören; das war es ja eben, was ich von Ihnen erwartete. Wohl giebt es Leute, die Ihnen deßwegen arge Namen geben. Einige nennen Sie

einen Verräther, Andere einen Renegaten, wieder Andere geradezu einen Schuft und Hallunken; allein was muß sich ein ordentlicher Mann nicht Alles gefallen lassen!

Was ist es denn auch Großes daran, daß Sie Ihr Versprechen nicht hielten? Für was hätte man denn Meineide, sagte jener Jude, und ob ich gleich weiß, daß Sie nicht beschnitten sind, so hat von uns Zweien vielleicht doch Einer mit jenem Juden vieles gemein. Ich bin sogar der Meinung, daß Sie sehr vieles Gemein haben. Uebrigens mußten Sie Ihre Grundsätze von früher aufgeben. Anerkannt ist einmal, daß Sie aus Grundsatz, d. h. aus gewissen gesetzten Gründen dem Liberalismus, ja sogar dem Sanskülottismus huldigten. Fielen nun jene Gründe weg, so mußte auch der Liberalismus wegfallen, und die Regierung wußte wohl, wie sie jene Gründe beseitigen könnte.

Mein Herr! Sie sind nun ein sogenannter ministerieller Abgeordneter. Sie sind es seit einigen Monaten. Ich gratulire Ihnen zu dieser Weltansicht. Die Ansichten sind freilich verschieden. Die Einen meinen, daß die Regierungen der Völker wegen da seien, die Andern aber sagen, daß die Völker nur wegen der Herren Regenten erschaffen worden wären. Sie haben die letztere Ansicht, und

gewiß haben Sie dieſelbe zum Theil deßwegen angenommen, weil es mehr Geiſt erfordert, eine barrocke, tolle Idee zu vertheidigen, als eine, deren Wahrheit auf der Hand liegt. Meine Cameraden meinen nun zwar, das ſei ein Mißbrauch, den man mit ſeinem Kopfe treibe, allein meine Freunde wiſſen nichts von Jeſuiten und den noch ältern Sophiſten. Ein geſcheidter Burſche muß für Alles Gründe wiſſen, er muß die entgegengeſetzte Anſicht eben ſo gut vertheidigen können, als ſeine eigene; ja gerade wenn er gegen ſeine Ueberzeugung ſpricht, zeigt er ſich am großartigſten, mögen auch gewöhnlich denkende Menſchen ihn deßhalb verachten! Sie, mein Herr, ſind gewiß im Stande, gegen Ihre Ueberzeugung zu ſprechen, ich weiß ſogar, daß Sie es gegenwärtig thun; aber glauben Sie nicht, daß ich Sie deßhalb verachte, im Gegentheil, ich achte Sie ſo hoch, als Sie es verdienen und als ich Sie von jeher achtete.

Was hat man am Ende davon, wenn man ſeiner Ueberzeugung folgt? Das ſieht man ja an dem Abgeordneten N. Der Mann war angeſtellt, und ſogar hoch angeſtellt; er hatte eine hübſche Beſoldung und konnte mit Wahrſcheinlichkeit in Bälde eine noch beſſere bekommen. Was thut er? Er läßt ſich zum Abgeordneten wählen, wird liberal,

wenn er es nicht ſchon vorher war, ſtimmt gegen die Regierung, und iſt jetzt ohne Amt; denn natürlich nahm die Regierung die nächſte Gelegenheit wahr, ihn abzuſetzen. Was hat nun der Mann davon, daß er ſeiner Ueberzeugung folgte? Die Leute ſagen wohl, er habe die Achtung aller ſeiner Mitmenſchen; ſie ſagen wohl, der Mann verdiene in unſern Zeiten, wo Charakterſtärke und Ehrlichkeit ſo ſelten werden, ein Monument; ſie ſagen wohl, die Regierung habe ſich ſchändlich gemacht durch die Abſetzung dieſes Biedermanns, und wenn einſtens der Tag der Rache komme, ſo werde dieſe Handlung nicht unter den geringſten ziehen, welche die Wagſchale der Fürſten beſchweren. Allein was hat der Mann von allem dieſem, „ſie ſagen wohl"? Er hat kein Amt mehr, kein Einkommen, und wenn er nicht von etlichen Freunden unterſtützt würde, ſo müßte er zu Grunde gehen. Da haben Sie doch viel vernünftiger gehandelt. Sie hatten vordem kein Amt und haben nun Eines. Sie haben eingeſehen, daß nur der hungrige Menſch ſchimpft und bellt. Sie ſchimpfen und bellen daher jetzt nicht mehr.

Jeder Menſch iſt ſich ſelbſt der Nächſte. Kann er etwas verdienen, ſo thue ers. Was liegt daran, ob die Leute die Art, wie mans verdient, gewiſſenlos

nennen? Am Ende thäten ſie Alle eben ſo handeln, wenn man ihnen die Verſuchung lockend genug zeigen würde. Allerdings werden ſie, wenn Sie jetzt wieder nach Hauſe kommen, nicht mehr dieſelbe Geſellſchaft haben, wie früher, aber Sie werden beſſere haben. Sie werden nun unter den Beamten und Offizieren ihren Sitz einnehmen. Ihr Stolz gefällt ſich nun nicht mehr darin, von den Bürgern und Bauern als Abgott verehrt zu werden, ſondern Sie machen nun den Räthen und Geheimeräthen ſelbſt den Hof; denn wer einmal A ſagt, muß auch B ſagen, und auf ein Paar Kriechereien, wie man's gewöhnlich nennt, darf es Ihnen jetzt nicht mehr ankommen.

Ach, mein Herr, ich kann Ihnen gar nicht ſagen, wie ich von Ihnen denke. Wie ich dagegen von der jetzigen Kammer, deren Mitglied Sie ſind, denke, das will ich Ihnen ſagen. Doch Nein, ich will Ihnen lieber meinen letzten Traum vor erzählen. Ich ſah mich nämlich im Geiſte nach China verſetzt. Dort fiel es dem Beherrſcher des himmliſchen Reiches auf einmal ein, zum Spaß und zur Kurzweil Landſtände zuſammenzuberufen. Im himmliſchen Reiche, wie bei uns, gieng Alles zwar ſeinen erwünſchten Gang; es geſchah keinem Menſchen mehr Unrecht, auſſer wie anderwärts auch;

die Geſetze wurden gehandhabt, ſo unpartheiiſch als möglich, und nur aus beſonderer Liebhaberei fand manchmal Willkühr und Kabinets-Juſtiz ſtatt; die Steuren waren nicht ſo hoch, um Hungers zu ſterben, und nicht ſo nieder, um wohlhabend zu werden; kurz es war Alles in der ſchönſten Ordnung, wie's die Fürſten gern haben.

Dennoch wollte der erhabene Herrſcher Landſtände, um einmal zu ſehen, wie es dieſe machen würden, denn er hatte von Conſtitutionen ſprechen gehört und von dem Rechte der Völker, ſich nur durch ihre eigene Deputirten Geſetze vorſchreiben zu laſſen.

Die Landſtände kamen alſo zuſammen. Ein kurioſes Gemengſel! Der Kaiſer hatte nämlich verordnet, daß jedem Deputirten eine gewiſſe Summe täglich ausgeſetzt werde, damit er anſtändig leben könne, weil in Pecking, wo es himmliſch zugeht, viel theure Genüſſe ſind. So kam es, daß viele Leute ſich um Deputirtenſtellen bewarben, ohne einen andern Grund, als weil ſie gerne auf bequeme Weiſe ein Salair genoſſen hätten. Viele andere ließen ſich auch wählen, um dem Kaiſer durch die That begreiflich zu machen, wie ſehr ſie ihm ergeben ſeien. Dieſerartige Leute bildeten die Mehrzahl.

Der Kaiſer des himmliſchen Reiches hatte eine

unendliche Freude an seinen Landständen. Er legte ihnen verschiedene Gesetzesentwürfe vor, nach denen er die Leute könnte nach Fug und Recht umbringen und einsperren lassen, während sonst seine Befehle als Willkührherrschaft ausposaunt worden waren. Er legte ihnen auch die Einkünfte des großen Reiches vor Augen und sagte ihnen, welche Steuern nothwendig seien, um die Ausgaben zu decken. Die Landstände ließen sich diese hochwichtigen Angelegenheiten natürlich sehr zu Herzen gehen. Sie saßen alle Tage, die Feiertage und Hitzvacanztage ausgenommen, drei bis vier Stunden zusammen, um die Sachen zu berathen. Sie errichteten Commissionen, disputirten ein Langes und Breites. Das ganze Land sah von einem Ende zum andern aufmerksam zu, und die Deputirten sorgten dafür, daß Alles, was sie sagten, recht unter die Leute käme. Diejenigen, die am wenigsten sagten und zu besagen hatten, sorgten am meisten dafür. Ein halbes Jahr lang saßen die Landstände beisammen und verzehrten ein gutes Stück Geld. Endlich glaubten sie, es seie Zeit, nach Hause zu gehen, und beschlossen, es zu einem Entschlusse kommen zu lassen. Sie nahmen also die Gesetzesentwürfe, vermöge deren der Kaiser nach Fug und Recht köpfen und hängen und in's Gefängniß werfen lassen und um's Geld

ſtrafen konnte, vor, und ſagten zu jedem Paragraphen „ja.“ Dann nahmen ſie das Budjet vor und giengen es Punkt für Punkt durch, und zu jedem Punkte ſagten ſie wiederum „ja.“ Das war ihre Endabſtimmung.

Der Kaiſer des himmliſchen Reiches hatte hierüber eine auſſerordentliche Freude, denn er ſah nun ganz deutlich, daß in ſeinem Reiche alles himmliſch wohl beſtellt war, ſonſt hätten die Landſtände, die „Nein“ ſagen konnten, nicht „Ja“ geſagt. In ſeiner Freude lud er die Herren alle zur Tafel und bewirthete ſie köſtlich. Nach der Tafel aber zog er einige Orden aus der Taſche und hieng ſie etlichen um den Hals; andern aber gab er ſchön geſchriebene Patente und Decrete, wornach ſie im Amte vorrückten und beſſere Beſoldungen bekamen, alles ihrer hohen Verdienſte wegen um Kaiſer und Vaterland. Dann entließ er ſie, nachdem er noch allen erlaubt hatte, ihm die Hand zu küſſen.

So gieng der Landtag zu Ende und Alles war über ſolch' conſtitutionelles Verfahren in China höchlich erluſtirt. Am meiſten aber die Chineſen ſelbſt.

Da geſchah es, daß etliche Tage nach dem Landtage die Bauern auf dem Lande und die Bürger in den Städten eine große Bittſchrift einreichten des Inhalts:

„Großmächtiger Kaiser! Beherrscher des himmlischen Reichs!

Du hast uns in deiner Allweisheit die höchste Gnade der Landstände bewilligt und deine Landstände haben wiederum Alles bewilligt, was du von Ihnen verlangt hast. Das himmlische Reich ist somit ein Musterbild der Einigkeit für andere Staaten, wo die Landstände und die Regierungen immer einander in den Haaren liegen. Eine hohe Gnade aber ist möglicherweise dir selbst entgangen und doch ist es die größte, die du uns erwiesen: es ist die, daß du von den Landständen nicht größere Summen verlangt hast, als du thatest und keine strengere Gesetze aufstelltest, als geschehen ist. Deine Landstände sind, wie wir alle, von deiner Weisheit so durchdrungen, daß auch die strengsten Gesetze und die umfassendsten Steuern durchgegangen wären. Wir ersterben daher für solchen außerordentlichen und unerwarteten Gnadenbeweis, und sind deine getreue Unterthanen ꝛc.“

Es folgen nun etliche Dutzend Millionen Unterschriften.

Als der Kaiser von China dieses Papier gelesen hatte und eben an der letzten Unterschrift war, da sprach er: „Chinesen, ihr habt Recht; ich werde ein ander Mal mehr verlangen.“ Und an diesen Worten erwachte ich.

Aus diesem Traum können Sie ersehen, wie einem manchmal die Phantasie mitspielt, denn Sie werden doch nicht glauben, daß ich so denke, wie ich träumte? Im Gegentheil, ich bin von der Weisheit und Ehrlichkeit unserer Abgeordneten, zu denen ja auch Sie gehören, auffallend überzeugt. Die Meisten Ihrer Collegen, haben, wie Sie, die Umstände zu benutzen verstanden, und wer gut schmiert, der fährt auch gut. Ein anderes Sprichwort ist: „wer zuerst kommt, mahlt zuerst," und auch dieses wurde redlich benützt.

Ich gratulire Ihnen also nochmals zu Ihrer Firma-Veränderung, und habe nur Eines zu bedauern. Sie haben sich nehmlich selbst gewissermaßen als Kaufmann betrachtet, und wie die Leute behaupten, Ihr Gewissen, Ihre Ehre und Ihre Ehrlichkeit verkauft (ich referire blos, was die Leute sagen, denn ich weiß wohl, daß Sie alle diese Dinge nicht verkaufen konnten); wie kommt es nun, daß Sie so wohlfeil losschlugen? Mein Herr, wer nichts auf sich hält, auf den halten andere Leute auch Nichts. Sie sind doch wahrhaftig mehr werth, als ein Paar hundert Gulden Besoldung! Wissen Sie, was ein französischer Deputirter einmal sagte? „Meine Herren," sagte er, „ich bin unbestechlich, durchaus unbestechlich, aber wenn man mir mit einer Million kommt, so weiß ich

nicht, was ich thue." Sehen Sie, ſo hätten Sie auch ſprechen ſollen. Das hätte doch etwas Groß-artiges gehabt; aber für ein Paar hundert Gulden jährlich! Sie kennen die Geſchichte von der ſchönen Tänzerin, die alle Anträge gemeiner und geringer Art mit gebührender Verachtung zurückwies, und — jetzt ſehr reich iſt. Man muß das Eiſen ſchmieden, ſo lange es warm iſt, und wenn Sie nicht bald dazu thun, noch mehr zu verlangen, ſo werden Sie vielleicht nichts mehr bekommen. Da gibts Menſchen, welche die ſonderbare Idee haben, ein Spion ſei von der eigenen Parthie, der er dient, verachtet, und ein Renegat könne es nie zu einem Anſehen unter ſeinen neuen Religions- und Meinungs-Verwandten bringen. Dieſe Leute glauben ferner, daß Einer, der ſeine Ueberzeugung verkaufe, von der Regierung, welcher er ſie verkaufe, ſo bald aufgegeben und weggeworfen werde, als dieſelbe nur irgend könne. Wenn Einer eine öffentliche Dirne gebraucht hat, ſo jagt er ſie auch fort. Eben ſo mache es jede ordentliche Regierung einem Verräther. Aber ich bin weit entfernt, dieſer Meinung zu ſeyn. Sie wenigſtens werden Ihre Sache geſcheidter angegriffen haben, und wenn ich Ihnen vorhin einen Vorwurf machte, daß Sie ſich zu wohlfeil verkauft hätten, ſo nehme ich denſelben wieder zurück. Etwas

ist besser als gar Nichts. Wer konnte auch dafür stehen, daß Sie viel bekommen hätten, wenn Sie viel verlangt haben würden? Sie denken: „ein gewisser Gulden ist mir lieber, als ein ungewisser Carolin.“ Sie überschätzten sich nicht, sondern wußten was Sie werth seien. Das ist Alles. Einem Knecht, den ich um 50 Gulden dingen kann, werde ich doch nicht 500 bieten? und wenn ich mir einen Bedienten anschaffen will, so weiß ich, daß derselbe mehr kostet, als eine Stallmagd. Nicht daß ich Sie deßwegen mit einer Stallmagd vergleichen wollte! Aber es ist eine bekannte Sache, daß ich einem Mädchen von Stande nicht so begegnen kann, wie einer Stallmagd. Nehmen Sie hievon was und so viel Ihnen beliebt; ich werde immer mit derselben Achtung gegen Sie, wie früher, verbleiben.

Gerade dieser Achtung halber, die wir, meine Freunde und ich, gegen Sie hegen, sind wir auf den Entschluß gekommen, Ihnen ein Andenken als Beweis derselben zu geben. Es ist bekannt, daß viele Städte und Dörfer ihren Abgeordneten schon Ehrenbecher verliehen haben mit allerhand Namen und Emblemen darauf; allein ein Ehrenbecher schien uns für Sie zu gering. Auch möchten wir gerne etwas Ausergewöhnliches thun, Etwas an das vor und nach uns Niemand gedacht hat und denken wird. So haben wir

denn ein Geschirr erwählt, aus dem man zur Noth auch Punsch trinken kann, dessen sinnige Deutung Ihnen aber bei Ihrer schnellen Auffassungsgabe nicht verborgen bleiben kann. Dasselbe ist vom feinsten Porcellain absonderlich für Sie ausgearbeitet. Auf dem Boden ist Ihr Bildniß angebracht. Es ist von einem der ersten Maler, und Sie werden finden, daß es die größte Aehnlichkeit hat.

Sollte ich in diesem Schreiben mich über diesen oder jenen Punkt nicht ganz deutlich ausgesprochen haben, so stehe ich gerne zu näherer Erläuterung zu Diensten. Uebrigens werden Sie aus dem bisherigen erkennen, mit welcher Hochachtung wir sind:

Herr ministerieller Abgeordneter

Ihre

Committenten in N.

Im Namen derselben:

Bürger in N. N.

4.

Schreiben eines jungen Arztes in U. an einen alten Practikus in U.

Sehr werthgeschätzter Herr Collega!

Gewiß würde ich es nicht wagen, Sie mit einem Briefe und gar vollends mit einer Bitte zu belästigen, wenn wir in einer und derselben Stadt oder auch nur Umgegend wohnen würden; allein da wir über zwanzig Stunden von einander entfernt sind, so ist es unmöglich, daß ich Ihnen schaden kann, wenn ich auch Etwas zu Patienten kommen sollte, was bis jetzt noch gar nicht der Fall ist, ausser wenn ich selbst krank bin. Eben dieses ist der Grund, warum ich mich an Sie wende, denn Sie sind ein so erfahrener Mann und haben sich eine so bedeutende Praxis nebst Vermögen erworben, daß ich gewiß nicht fehlschieße, wenn ich Sie um ihren Rath

bitte und Sie thun mir geben. Ueberdieß waren Sie ein beſonderer Freund meines Vaters, ſchon als deſſen Hausfreund, und meine Mutter zweifelt ſo wenig an ihrer Bereitwilligkeit, mir mit Rath und That beizuſtehen, daß ſie im Gegentheil volle Häuſer darauf baut. Ich will nun ohne lange Umſchweife zur Sache ſelbſt kommen.

Seit faſt zwei Jahren lebe ich hier in der Reſidenz als praktiſcher Arzt und habe noch nicht zwei Kranke curirt. Zwar habe ich auch nur drei in die andere Welt befördert; und letzteres würde mir unſtreitig zu großem Ruhme gereichen, wenn das Erſtere nicht wäre; allein da die Sachen nun einmal ſo ſtehen, ſo ſtehen ſie ganz ſchlecht, und weil keine Einnahmen ſondern nur Ausgaben da ſind, ſo weiß ich in der That nicht, wie ich es mehr in die Länge aushalten ſoll. Dennoch möchte ich nicht der Erſte ſeyn, der unter meinen Recepten zu Grunde gienge. Sie glauben nun vielleicht, ich hätte es nicht recht angegriffen, um zur Berühmtheit und zu Patienten zu kommen; allein ich glaube, ich habe alle Mittel erſchöpft, wenigſtens alle, die mir bekannt ſind, und es iſt gewiß nur einem unbeſchreiblichen Unglück zuzuſchreiben, daß ich nicht der geſuchteſte Arzt in N. bin. Mein Examen war, wie Sie wiſſen, ſo ziemlich leidlich, d. h. ich fiel nicht durch

und ward nicht vom Laude entlassen; allein wie viele Hunderte giebt es, die keine bessere Zeugnisse erhielten und dennoch nachher täglich ihre zwanzig Krankenbesuche zu machen hatten! Auf mich hält, scheint es, Niemand Etwas; nur meine Mutter hielt von jeher große Stücke auf mich, wahrscheinlich weil sie zugleich behauptete, daß ich meinem Vater gar nicht ähnlich sehe, was wahrscheinlich ein Spiel der Natur ist, und somit meinte sie, ich müßte in der Residenz als Arzt mein Glück machen, da sie selbst dort wohne und viele Bekannte habe. Ich selbst glaubte dieß anfangs auch, und begab mich also in die Residenz, um mir die gebratenen Tauben in den Mund fliegen zu lassen. Ich war sogar mit den Tauben nicht einmal zufrieden und meinte, es sollen Rebhühner seyn. Allein bald ward ich eines Bessern belehrt, und ich überzeugte mich, daß ich Etwas thun müsse, um mich bekannt zu machen. Das Erste nun, was ich that, war, daß ich mich in den gelesensten Zeitungen als praktischen Arzt ankündigte. Da dieß nichts fruchten wollte, so zeigte ich an, daß ich die Armen unentgeldlich besorge, weil mir meine andere Praxis so viel einbringe, daß ich auf einige Recepte mehr oder weniger nicht zu sehen hätte. Allein auch dieß fruchtete Nichts, und nicht einmal die Armen wollten sich mir anvertrauen. Von nun an ver-

legte ich mich aufs Besuchemachen. Ich machte alle Morgen die Runde bei allen möglichen Bekannten, welche sich im Anfang ausserordentlich über meine zunehmende Höflichkeit verwunderten, von der sie früher keinen Begriff hatten. Mit diesen Besuchen bezweckte ich eigentlich nicht das, was man auf den ersten Anschein glauben könnte, d. h. ich wollte durchaus nicht meine Bekannte zu meinen Patienten gewinnen, denn ich wußte wohl, daß man den Aerzten am wenigsten traut, die man am Genauesten kennt. Ich wollte vielmehr den Leuten nur weiß machen, daß ich unendlich viele Patienten hätte, weßwegen ich alle Morgen durch alle Straßen renne und in eine Menge Häuser hineinschlüpfe. In manchen Häusern, die ich besuchte, hatte ich nicht einmal Bekannte, sondern ich sprang die Treppen hinauf, klopfte an der nächsten, besten Thüre an, fragte, ob nicht Dieser oder Jener, der mich habe rufen lassen, hier wohne, entschuldigte mich aufs Beste, vorgebend, daß ich die Hausnummer verfehlt habe und flog wieder die Treppen hinab. So trieb ichs eine gute Zeit; allein die Leute wollten immer noch nicht glauben, daß ich viele Kranken zu behandeln hätte, und Niemand sandte nach mir, nicht einmal diese oder jene Dame ihres Schoßhündchens wegen. Ich gieng daher in meinen Anlockungsmitteln immer

weiter. Durch einen genauen Freund ließ ich mir einige Danksagungsschreiben für vortrefflich gelungene Curen verfertigen und diese in die Blätter einrücken. Jedermann las die Wunderkuren und die rührendsten Danksagungen der Geheilten, aber Niemand kam, um auch an sich eine Wunderkur probiren zu lassen. Wen nun an aß ich an einer der besuchtesten Wirthstafeln zu Mittag und stets in einem frequenten Gasthofe zu Nacht. Auch versäumte ich das Theater selten oder nie. Warum das? Weil ich mir dadurch Gelegenheit verschaffte, Aufsehen zu machen. Nicht daß ich gerade viel von meinen Curen gesprochen hätte, ob ich gleich nie versäumte, wenn es anging, das Gespräch auf medicinische Gegenstände zu lenken und so viel als möglich hernach zu bramarbasiren; allein mein Hauptzweck war ein ganz anderer. Ich ließ mich nehmlich im Theater so gut als an der Wirthstafel jedesmal ein bis zweimal abrufen, so daß es den Anschein hatte, als könnte ich vor lauter Patienten und Praxis nicht einmal ruhig essen und applaudiren. Auf dieses letzte Mittel meldeten sich in der That einige Kranke und ich versäumte nicht, meine Freunde davon zu benachrichtigen. Diese mußten mich sodann immer in Gesellschaft verblümt daran erinnern, daß ich mich nicht vergessen solle, denn ich habe ja noch Patienten zu

besuchen. Allein viel kam auch bei diesem Manövre nicht heraus, ob ich gleich nun nicht sagen kann, daß ich gar keine Praxis habe. Es ist dieß aber gerade nur so viel, um mit Anstand Hungers zu sterben, wenn nicht bald Hülfe geleistet wird.

Meine Bitte geht daher an Sie, mir mit Ihrem Rathe beizustehen, wie ich zu einer ordentlichen Kundschaft gelangen kann. Denn sonst bin ich im Stande und mache öffentlich bekannt, daß ich anfangen werde aus Liebe zur Wissenschaft Vergiftungsversuche an mir selbst anzustellen, und wenn das nicht bald zu einem Resultate führen muß, nehmlich zum letzten, so will ich nicht Medizin studirt haben.

Schreiben Sie mir umgehend.

Mit Hochachtung und collegialischer Freundschaft, nebst bestem Gruß von meiner Mutter

Euer Wohlgeboren
nothleidender practischer Arzt
N. N. in N.

N.S. Vergessen Sie nicht auf Ihrem Briefe an mich zu bemerken: „an den berühmten praktischen Arzt u. s. w." Man kann nicht wissen, zu was es nützt.

5.

Antwort des alten Practicus in N. an den berühmten practischen Arzt in N.

Lieber, berühmter, unerfahrener College!

Ihr lamentables Schreiben hat mich mehr ergötzt, als betrübt. Solche Mittel, wie Sie ergriefen, um bekannt zu werden, giengen vor 20 Jahren noch an, und ich kann nicht läugnen, daß ich zum Theil ähnlichen Remedien meinen Ruf verdankte. Allein jetzt sind die Zeiten anders und man muß sich nach der Decke strecken. Um in einer Residenz, wo bereits auf je 500 Menschen ein Arzt gerechnet ist, sein Glück zu machen, muß man entweder außerordentlich viele Verwandte daselbst haben, oder einen alten berühmten Arzt zum Gönner besitzen, der Einen statt seiner zu den Kranken sendet, oder aber einen Zeitpunkt abwarten, wo eine gefährliche, an-

ſteckende Krankheit, wie z. B. die Cholera wüthet. Nur in ſolchen Fällen helfen ſich junge Anfänger auf die Strümpfe. Ich ſelbſt, wenn ich noch einmal von vornen anfangen müßte, würde jedoch die Sache ganz anders anfangen, und da ich zufällig ohne Weib und Kind bin, auch nicht läugnen kann, reich zu ſeyn und mit Ihrem elterlichen Hauſe in genauer Liaiſon geſtanden zu haben, ſo will ich Ihnen nicht blos meinen Rath ertheilen, ſondern auch mit Aufopferung von Geld auf die Strümpfe helfen. Hören Sie zu.

Sie erhalten hier anliegend einen Wechſel auf zehn Gulden. Mit dieſem machen Sie ſich flugs und ſo ſtill als möglich auf die Beine. Sie können hingehen, wohin Sie wollen, nach Wien oder Berlin oder Paris. Am Beſten iſts nach Paris. Nach einem Jahre kehren Sie zurück. Man wird Sie kaum mehr kennen und das iſts eben, was ich haben will; denn Sie müſſen als ein ganz neuer Menſch auftreten. Sie kündigen alsbald an, daß Sie in der Hauptſtadt der Welt die beſten Anſtalten beſucht hätten, und ſich nun als Dentiſte, oder als Augenarzt, oder als Operateur oder als Geburtshelfer aufthun. Es iſt durchaus nothwendig, daß Sie nicht Alles in Allem ſeyn wollen, ſondern Sie haben ſich auf dieſen oder jenen Zweig der Heilkunde mit be-

ſonderer Vorliebe geworfen. Sie haben es ebendeßwegen darin ſo weit gebracht, daß Sie völlig untrüglich geworden ſind. Können Sie ſich dabei das Patent als Leib,- Zahn- oder Augenarzt irgend eines auswärtigen Potentaten erwerben, ſo wird das von beſonderem Nutzen ſeyn. Sollten Sie aber dieß nicht wollen, weil es zu ſehr nach Charlatanismus riecht, ob Sie mir gleich hiezu eine beſondere Anlage zu haben ſcheinen, ſo giebts noch zwei andere Wege. Sie kündigen ſich als Waſſerdecter oder als Homöopathe an. Es iſt mir ganz einerlei, als was ſie figuriren wollen. Es nützt auch nach meiner Anſicht die eine Curmethode ſo viel als die andere. Allein: mundus vult decipi; das iſt eine alte Regel. Alſo ſeyn ſie z. B. Homöopathe, ſo haben Sie natürlich Hahnemann geſehen und gehört, ſind ſogar ſein ſpecieller Freund geworden u. ſ. w. Sind Sie aber Waſſerdecter, ſo waren Sie in Gräfenberg bei Prießnitz, wiſſen aus hundert Fällen zu beweiſen, daß nur das Waſſertrinken hilft und verwerfen alle andere Curmetheden. Doch Eines muß ich bemerken: Sie mögen ſich nun entſcheiden, für was Sie wollen, ſo entſcheiden Sie ſich ganz dafür. Nur nichts Halbes. Ein halber Homöopath iſt ſo gut als gar keiner. Ein Zahnarzt, der zugleich gegen das Bauchgrimmen hilft, iſt wie ein

Bedienter, der zweien Herren dient. Dabei müssen Sie einen noblen, ausländischen Anstrich annehmen, stets à la Parisienne geputzt erscheinen und, was die Hauptsache ist, bei Ihren Patienten anfahren. Zu Fuße gehen ist schon längst bei ordentlichen Leuten aus der Mode, und Sie werden doch nicht wollen, daß Ihre Patienten sich nachsagen lassen, sie hätten einen Arzt, der so arm und gemein sei, sich seiner eigenen Beine zu bedienen? Eben deßwegen dürfen sie auch nicht wohlfeil seyn. Ein Recept, das eine Louisder kostet, hat viel mehr Ansehen bei den Leuten, als Eines um 15 Kreutzer. Sie werden dadurch allerdings um die Kundschaft des Plebs kommen, allein Ein vornehmer Patient ist mehr werth als 100 arme oder 50 mittelmäßig reiche. Ich werde Ihnen, damit Sie mit Anstand und Würde auftreten können, abermals einen Wechsel von 2000 Gulden übermachen, so bald Sie zurückkommen, für jetzt aber — glückliche Reise!

In ein paar Wochen müssen Sie schon von Paris aus in Ihre Heimath schreiben und Ihr Verstand bürgt mir dafür, daß sie Sorge tragen, daß diese Briefe nicht im Verborgenen bleiben. Man muß schon vor Ihrer Zurückkunft von Ihnen als einem berühmten Manne sprechen. Zeitungen müssen Ihren Namen genannt haben, aber nicht als

einen solchen, der seiner Ausbildung wegen fortgereist ist, sondern als einen, der die Herablassung hat, diese oder jene Anstalten zu besichtigen. Ein paar splendide Frühstücke oder Nachtessen mit diesem oder jenem Correspondenten bekannter Blätter werden das Nöthige thun! Die Correspondenten kennen zu lernen, wird Ihnen nicht schwer fallen. Verlegen Sie sich auf Ihrer Reise und in Paris besonders auch auf das Studium des weiblichen Geschlechts. Die Kenntnißnahme dieser Parthie der Menschenwelt wird Ihnen mehr Nutzen bringen, als das Studium irgend einer Heilmethode. Diese selbst muß Ihnen nicht nothwendig mehr, als oberflächlich, bekannt seyn. Ein Theologe comme il faut ist, so wie man es haben will, Supranaturalist, Rationalist, Materialist, Pietist, kurz, was man haben will; warum sollte ein Mediziner ihm in seinem Fache nachgeben? Also comme il faut. Für jetzt leben Sie wohl. In einem Jahre besuchen Sie mich bei Ihrer Rückkunft, und ich bin dann vielleicht im Stande, Ihnen noch weitere mündliche Rathschläge zu geben.

Ihr

wahrhaft väterlich für Sie besorgter

Doctor N. N. in N.

6.

Der Premierminister von U. an den Premierminister von U.

Eure Excellenz!

Zwei Dinge sind es, die mich schon lange genierten, und da ich weiß, daß Eure Excellenz in gar vielen, ja in den meisten Fällen mit mir gleich denken, so nehme ich keinen Anstand, Ihnen die näheren Details auseinanderzusetzen und Sie zugleich um ihren Rath und Beistand zu bitten.

Das Erste, was mich geniert, ist der Umstand, daß wir verantwortliche Minister sind. Wir sollen Rechenschaft geben von unserem Thun und Treiben! Als ob wir so gemeine Menschen wären, wie gewöhnliche Arbeiter, die nach den Vorschriften ihres Herrn schaffen müssen! Nach dem Regenten sind wir offenbar die Ersten im Lande. Ja ich meine sogar,

unter uns gesagt, wir seien hie und da vor dem Regenten die Ersten! Denn der meinige ist zu sehr mit Jagen, dem Theaterrepertoir, den Schauspielerinnen und andern dergleichen wichtigen Dingen beschäftigt, als daß er allen andern Staatsangelegenheiten die gleiche Aufmerksamkeit widmen könnte. Von Ihrem Regenten aber hörte ich schon sagen, daß er die löbliche Eigenschaft habe, äußerst wohlbeleibter Natur zu seyn und sehr viel zu schlafen, was beides ein Beweis eines guten Gewissens ist. So sind wir also nothwendig in den Fall gesetzt, selbst regieren zu müssen. Wir sind demnach die eigentlichen Regenten. Wo aber hat man je gehört, daß regierende Häupter nicht unverletzbar seyen? Wie kann also Verantwortlichkeit mit unsern Functionen bestehen? Doch, unter uns gesagt, so wissen wir wohl, wie es damit steht. Es ist eigentlich nur der Name; denn ich möchte wissen, wer die Unverschämtheit hätte, uns anzuklagen, auch wenn er das größte Recht dazu hätte, was ich ihm pro primo abstreite. Thun können wir freilich, was wir wollen, aber der Name, der verfluchte Name — ich wollte, wir könnten den Namen „Verantwortlichkeit" aus dem Register unserer Dictionaire streichen lassen.

Doch woher kommt dieß Alles? Nirgends anders

ber, als von den Conſtitutionen, die der leibhafte Satan erfunden und ſeine Großmutter beſtätigt hat. Die Majores domi der altfränkiſchen Könige waren unumſchränkte Herrſcher, denn ſie ließen ihren Titularkönigen Nichts, als den bloßen Titel nebſt einem kaum hinreichenden Einkommen, ihre vielen Gelüſte zu ſtillen; ja am Ende waren ſie mit dem Herrſcherſtab ohne die Krone gar nicht mehr zufrieden, ſondern ſetzten die Könige ganz ab und ſich die Krone auf, und wurden ſo das königliche Geſchlecht, von dem die meiſten jetzigen legitimen Herrſcher wenigſtens indirect abſtammen. Wie konnten ſie aber das? Blos dadurch, daß keine Conſtitution ſie beengte. Der zweite Punkt alſo, der mich geniert, iſt der, daß wir Miniſter in einem conſtitutionellen Lande ſind.

Was ſollen die Conſtitutionen? Ich erinnere mich zwar wohl noch der Zeit, da ich ſelbſt Deputirter war. Ich ſtellte mich damals auf die Seite der Oppoſition, um einen gewiſſen Miniſter zu ſtürzen. Es gelang mir und meiner Partey. Ich wurde nun ſelbſt Miniſter. Allein ſeit dieſer Zeit habe ich meinen Irrthum eingeſehen. Ja gerade dieſes mein Avancement vermittelſt der Oppoſition in der Kammer belehrte mich, daß die Kammern eigentlich nur dazu da ſind, um Intriguen zu befördern. Oder ſagen

Sie mir einmal, warum läßt ſich einer in das Parlement oder in die Kammer, oder wie Sie das Ding nennen mögen, wählen, als blos um zu avanciren? Viele Deputirte ſchwatzen zwar gar viel von Volksthümlichkeit und Volksglück; allein man kennt das. Je volksthümlicher Einer thut, deſto mehr will er vorwärts ſchreiten. Er weiß, daß ſein Stand, ſein Vermögen, ſeine Talente ihm nicht genug vorwärts helfen und ſomit iſt die Volksgunſt die Brücke, über die er in die Fürſtengunſt oder in den Staasdienſt ſchreiten will. Was kommt aber mit allen conſtitutionellen Syſtemen heraus, beſonders wo noch zwei Kammern gelten? Geſchieht nicht Alles, was die Regierung vorſchlägt? Hat nicht dieſe immer in der Deputirtenkammer ſo viel Freunde, als ſie will? Wir kennen ja die Wahlacten; wir wiſſen, wie Leute, die mit den revolutionärſten Abſichten in die Abgeordnetenkammer eintraten, in ein paar Tagen ſprachen, wenn man ihnen ein Amt in Ausſicht geſtellt hatte. Ueberdieß wenn auch in der Deputirtenkammer die Mehrzahl gegen die Regierungsanträge wäre, ſo iſt ja noch immer die Pairskammer da, und dieſe iſt eine geborne Freundin der Regierung. Ihre Mitglieder ſind alle auch Regenten im Kleinen oder wollen es doch ſeyn und Nirgends wird der Grundſatz mehr anerkannt: „eine Hand waſcht die

andere.“ Für was alſo Conſtitutionen und Kammern! Sie koſten das Land nur Geld.

Allein ich bleibe nicht dabei ſtehen, daß die Kammern nichts nützen, ſondern ich gehe noch weiter und behaupte, daß ſie zum großen Schaden des Landes beſtehen. Ich nehme mit allen groſſen Staatsmännern an, daß die Ruhe der Unterthanen der Hauptzweck aller Staatsregierungen iſt. Können aber die Unterthanen in ungeſtörter Ruhe leben, wenn ihnen von den Kammern ſtets die Köpfe warm gemacht werden? Nehmen wir z. B. das Budjet. Es wird von uns den Ständen vorgelegt. Dieſe haben allerhand daran zu mäckeln und auszuſetzen. Es wird durch das Geſchrei der Oppoſition die Anſicht verbreitet, als ob wir mit viel weniger Geld ausreichen könnten. Wird dieſe Anſicht nicht bei vielen Leuten Glauben finden? Und wenn dann nachher dennoch das Budjet, wie natürlich, von den Kammern anerkannt und verwilligt wird, muß nicht das Volk meinen, es ſey gewiſſermaßen überſteuert oder gar über die Ohren gehauen? Nehmen wir die Beförderungen und Penſionen. Es wird gewöhnlich hierüber am meiſten geſchrieen; denn Jedermann wünſcht entweder ſelbſt befördert zu ſeyn, oder einen Verwandten befördert zu ſehen, was bekanntlich nicht durchaus ſtattfinden kann, ſo viel wir auch Aemter

haben. Da heißt es nun, wir seyen partheilich und schieben unsere Revens und andere Creaturen vor. Pfui über den Ausdruck! Wir thun nun zwar natürlich Alles, um das Gegentheil ins rechte Licht zu stellen, wir siegen auch, wie gewöhnlich, wenn wir etwas mit Ernst durchsetzen wollen; allein — das Volk traut uns nicht; die Opposition behält Recht in der Meinung der Leute, wenn dieses Recht auch factisch nie ins Leben tritt. So werden die Unterthanen revolutionär gestimmt und zu Demagogen, ohne daß sie wissen, wie; und daran sind allein die Kammern und die Constitutionen schuld.

Wie viel Gutes könnte dagegen gestiftet werden, wenn gar keine solche Constitutionen existirten? Man spricht so gar viel von patriarchalischen Regierungen, und dieses „patriarchalische" ist fast zum Sprüchwort geworden. Wer aber regierte patriarchalisch? Niemand anders, als die Herrscher, die durch keine Constitutionen und Kammern beengt waren. Da hat man ein bestimmtes Gesetz, ja sogar bestimmte Ausgaben, welche man nicht überschreiten soll. Wie kann man also das Verdienst nach Würden belohnen? Wie kann man die Leute hervorziehen, die sich um uns, d. h. um den Staat verdient gemacht haben? Wie kann man die Staatsgelder auf eine richtige Art vertheilen, wenn unsereinem die Hände so sehr

gebunden ſind? In der That, Talente würden nicht ſo lange ſchlummern und verkümmern, wenn wir gar keinen Richter über unſere Handlungen hätten. Das Volk wäre glücklich, denn es würde nicht alle Regierungsangelegenheiten beurtheilen oder gar ſelbſt regieren wollen. Es würde ſeinen Geſchäften nachgehen und ſeinen Herrſcher väterlich für ſich ſorgen laſſen. So aber meint am Ende Jeder, mit der Zeit ein Vater des Vaterlands werden zu können, und alle Achtung vor der Legitimität verſchwindet. Die alten Egyptier hatten nicht mit Unrecht das ganze Volk in Claſſen eingetheilt. Wer in einer Claſſe einmal war, der konnte in keine andere übertreten. Dort war der Grundſatz factiſch: „wer zum Gehorchen geboren iſt, der ſoll nicht herrſchen wollen.“ Ich wollte, wir hätten auch eine ſolche Claſſeneintheilung.

Das ſind meine kurzgefaßten Anſichten über Miniſterverantwortlichkeit und conſtitutionelle Regierungsform, und ich geſtehe, ich bin zu Beſprechung dieſer Angelegenheit gegenwärtig beſonders aufgelegt, weil mit Nächſtem unſere Kammern wieder verſammelt werden müſſen. Da ſoll ich nun allen den Burſchen, die von der Sache oft gar nichts verſtehen, oder vermöge ihrer Geburt durchaus nicht auf der Stufe ſtehen, vermöge deren ſie eine Antwort mit

Recht von mir fordern könnten, Rede stehen über die Ausgaben, die ich im Namen des Staats gemacht; Rede stehen über die Beförderungen, die ich vorgenommen; Rede stehen über die Justiz, die ich ausgeübt, und was dergleichen mehr ist. Da bei Ihnen mit Nächstem der gleiche Fall eintritt, so bitte ich Sie, mich mit ihren Rathschlägen zu unterstützen und mir anzugeben, wie Alles das zu vermeiden oder doch zu umgehen ist. Gerne bin ich zu Allem bereit, was Sie verlangen können, um endlich einmal einer solch' thörichten Verantwortlichkeit überhoben zu seyn.

Mit der ausgezeichnetsten Verehrung

Euer Excellenz unterthänigster N. N.

7.

Antwort des Premierminiſters von N. an den Premierminiſter in N.

Hochgeborner Herr!

Eurer Excellenz loyale Geſinnungen, in Ihrem letzten Briefe an mich dargelegt, haben mich um ſo mehr mit wahrhafter Freude erfüllt, als Ihr Regent ſo ziemlich als freiſinnig gilt und ſich in höchſten und allerhöchſten Kreiſen ſogar ſchon den Beinamen „Jakobinerfürſt" erworben hat. Es liegt nun augenſcheinlich weniger der Grund an ihm als an ſeinen Kammern, welche in jeglicher Hinſicht ihre Beſtimmung überſchreiten. Denn ich kann mir dieſe Beſtimmung nicht anders denken, als daß ſie dazu da ſind, das zum Staatshaushalte nöthige Geld zu verwilligen. Wollen ſie noch darüber hinausgehen, ſo greifen ſie bereits in die Rechte des Monarchen

ein. Uebrigens auch zum Geldverwilligen sind sie total überflüssig und die Regierungen zusammen hätten schon längst Schritte thun sollen, diese Plage ganz abzuschaffen. Doch: „festina lente!“ ist mein Wahlspruch. Man muß das Kind nicht mit dem Bade ausschütten; denn gestehen muß man in alle Wege, daß das Volk noch einmal so gern zahlt, wenn es hört, daß seine Vertreter die Steuern selbst für billig gefunden haben. Die Unterthanen muß man nie völlig vor den Kopf stoßen. Unsere Kammern, wie sie jetzt bestehen, werden es schon von selbst so weit bringen, daß das Volk nicht zu viel Achtung vor ihnen hegt. Mein einziges Augenmerk geht wenigstens dahin, den Leuten die Augen darüber zu öffnen, daß die Vertreter, die sie wählen, völlig unnütz sind. Erst wenn diese Ansicht allgemein zur Ueberzeugung geworden ist, können wir offen auftreten, und das allein richtige Regierungssystem, das reinmonarchische, wieder einführen.

Einstweilen halte ich es wenigstens so, daß ich äusserlich die Constitution so hoch als möglich stelle und den Kammern so viel Achtung zolle, als sie möglicher Weise nur immer ansprechen können. Je höflicher man ist, um so mehr richtet man aus. Ich will es dahin bringen, daß das Volk selbst auf Aufhebung aller Constitutionen dringt. Ich werde

dann nachgeben, aber mit einem solchen Gesichte, daß es den Anschein hat, als ob der Regierung selbst Schaden und Unbill widerführe, wenn die Verfassung entweder ganz auf die Seite geworfen oder bis auf unbestimmt vertagt wird. Auch Ihnen rathe ich dasselbe zu thun. Was aber Ihre speciellen Befürchtungen betrifft, so giebt es ein ganz leichtes Mittel, bei den Kammern mit Allem durchzudringen, was Sie wünschen.

Ich kenne einige Fälle bei Ihnen, wo man sagen könnte, statt des richterlichen Spruchs sei Cabinetsjustiz geübt worden. Auch haben Sie sich fast zu viele Blößen gegeben, indem Sie alle Ihre nächste Verwandte zu hoch placirten. Mit dem Budjet mag es ebenfalls so aussehen, als ob auf die „geheimen Ausgaben" ein zu großer Werth gelegt worden sei. Mir selbst wurden schon viele, ganz ähnliche Vorwürfe gemacht, die natürlich völlig ungerecht waren; allein ich ließ mir Alles ruhig gefallen. Kam es dann zu Erörterungen, so legte ich immer auf Kleinigkeiten besonderes Gewicht, so daß die Kammern gerade auf diesen Kleinigkeiten sitzen blieben, weil sie meinten, es müsse Etwas dahinter stecken, da ich mich so sehr auf die hintern Füße stelle. Das war's, was ich wollte. Ich gab sodann in besagten Kleinigkeiten nach und behielt

im Größern den Sieg. Nachher stellte ich diese Kleinigkeiten in ihrem wahren Lichte dar, und Jedermann gab mir Beifall, daß ob solcher Geringfügigkeiten kein solcher Lärm hätte erhoben werden sollen.

Uebrigens ist die jetzige Zeit besonders günstig, sich gar nichts gefallen zu lassen. Machen wir es wie andere Regierungen, welche immer gleich eine Revolution bei der Hand haben, wenn sie etwas durchsetzen wollen. Bei der Lethargie unserer Völker, welche uns in dieser Hinsicht im Wege steht, ob sie gleich sonst von großem Nutzen ist, können wir es zwar nicht sogleich zu einem Ausbruch, zu einer Revolte bringen; allein eine Revolution im Keime, ein Aufstandsversuch oder auch nur eine Verschwörung, der man auf der Spur ist, thut die nehmlichen Dienste. Eine beabsichtigte Verschwörung aufs Tapet zu bringen, um die Kammern und das Volk damit zu schrecken, dürfte nicht so schwer seyn. Ich wenigstens habe die Sache schon zu oft ins Werk gesetzt, als daß ich nur im Mindesten in Verlegenheit wäre. Es giebt in jedem Lande, es mag auch noch so klein seyn, Leute, die um eine billige Entschädigung bereit sind, sich in eine Untersuchung von ein Paar Jahren einzulassen. Haben Sie keine solche Leute vorräthig, so will ich

Ihnen welche senden, die gescheudt genug sind, noch andere neuerungssüchtige Menschen in ihr Complott zu verwickeln. Das ist die Hauptsache. Einer der Revolutionsstifter muß natürlich selbst den Angeber machen. Die Untersuchung wird eingeleitet. Man weiß zwar zum Voraus, daß nicht viel dabei herauskommen kann, weil Nichts daran ist; allein eigentlich wissen dieß blos wir, und was wir bezwecken, geschieht, — d. h. die Sache macht Lärm. Wir machen dann noch mehr Lärm, als nöthig ist, um alle Aufmerksamkeit von unserer Regierungsweise auf die staatsgefährliche Rotte zu lenken. Wir setzen Commissionen nieder, welche die Verzweigung der Verschwörung enträthseln sollen. Die Untersuchung dauert ein paar Jahre und darüber. Nachher wird das Resultat bekannt gemacht, und über die Art und Weise, wie dieß geschieht, können wir natürlich nicht im Zweifel seyn. Es muß so ausfallen, daß sich Jedermann ob der Kühnheit der Verschwörer wundert. Nachher begnadigen wir die von uns gemietheten Haupträdelsführer werden hierüber noch gelobt und steigen immer höher in der Achtung unserer Unterthanen. Die von den Rädelsführern ins Garn gelockten Narren lassen wir als Narren ihre Schuld abbüssen und — wir sind mit der Verwaltung der Gelder und der Justiz auf lange Zeit wieder sicher-gestellt.

Wollen Sie zu diesem Mittel greifen, so biete ich Ihnen von Herzen gerne die Hand dazu, denn auch bei uns sind einige Reformen nöthig, welche wiederum nachgiebige Kammern nöthig machen. Wir wollen es so veranstalten, daß die Verschwörung in spe durch unsere beiderseitigen Nachbarländer verzweigt ist. Sie können diese Gelegenheit ergreifen, und zugleich in der Auslegung der Verfassungsurkunde, die bekanntlich viel Werth hat, einige Verbesserungen eintreten lassen, die die Regierung in den Stand setzen, bei künftigen ähnlichen Verschwörungsfällen sogleich die nöthigen Mittel zu ergreifen, ohne nachher irgend Jemand Rechenschaft schuldig zu seyn. Besonders auf die Unterdrückung öffentlicher Versammlungen und sonstiger, höchst unnützer Oeffentlichkeit habe ich es hiebei abgesehen.

Anbei stelle ich auch die Bitte an Sie, einen Neffen von mir in Ihrer Armee unterzubringen. Der Mensch hat mich schon viel Geld gekostet. Er hat aber zu viele, dumme Streiche gemacht, als daß ich es wagen dürfte, in unserer Armee ihn anzustellen. Gerne bin ich zu ähnlichen Gegendiensten bereit. Auch schlage ich Ihnen zum Voraus vor, einen Ihrer Verwandten bei der demnächst anzustellenden Untersuchungs-Commission über die einzuleitende Verschwörung als obersten Commissär zu

placiren. Ich ſtelle es Ihnen frei, dazu zu ernennen, wen es Ihnen beliebt. Auch braucht er nicht zu viel Kenntniſſe und Verſtand zu haben, da ja Untercommiſſäre aufgeſtellt werden, welche die ganze Sache leiten.

In Erwartung durch Eſtaffette umgehend Antwort zu erhalten, verbleibe ich mit ausgezeichneter Verehrung

Eurer Excellenz

ergebenſter N. N.

Premierminiſter in N.

8

Der Advokat N. an den Bezirksamtmann in N.

Wohlgeborner, Hochgelehrter,
Hochzuverehrender Herr Bezirksamtmann,
allerschätzbarster Gönner!

Mein Onkel, der Herr Regierungsrath N. hat mich benachrichtigt, daß nach einem von Euer Wohlgeboren heute bei unserer Regierung eingekommenen Bericht der dortige Bürger und Schlossermeister N. N. sich so gröblich puncto furti reiterati et qualificati vergangen habe, daß nach allen vorliegenden Umständen die Erkennung des peinlichen Prozesses über den Delinquenten unvermeidlich sey. Ich habe zwar nicht die Ehre, Euer Wohlgeboren persönlich bekannt zu seyn; da aber

1) mein verstorbener Vater ehemalen das Vergnügen genossen, ein Universitätsfreund von Ihnen

zu seyn, und meine noch lebende Mutter, die sich Euer Wohlgeboren nebst der verehrungswürdigsten Frau Gemahlin und den beiden Jungfern Töchtern gehorsamst empfiehlt, mich schon öfters versichert, wie sehr viel sie jederzeit auf einander gehalten; da

2) der Mann von der ältesten Schwester meiner Großmutter, väterlicher Seite, einen Bruder gehabt, dessen zweiter Sohn an eine Tochter von der Frau Gemahlin Mutter Bruder in N. geheurathet gewesen, folglich ein sehr nahes mir und den Meinigen zur besondern Ehre gereichendes Freundschaftsband zwischen uns statt findet; da

3) auch mein seliger Vater, als ehemahls gewesener Kanzleyadvokat, in Anno 1749 noch zur Zeit Dero Herrn Amts Antecessoris, bei dem peinlichen Prozeß einer Kindsmörderin in N. wie noch ex actis zu ersehen seyn wird, die vices accusatorias vertreten hat; da

4) dero beide Jungfer Töchtern, als sie in vorigem Sommer das Kochen und Haubenstecken in unserer Stadt erlernt, mit der Tochter meines Herrn Onkels, des Regierungsraths, wohl bekannt gewesen, und öfters zu ihr ins Haus gekommen sind; endlich da

5) meine Großtante, die verwittwete Speziälin in N. als sie, wie ich von ihr vernommen, der

Frau Gemahlin vor zwei Jahren ihr vortreffliches Pflaster wider die Hühneraugen mitgetheilt, damalen die Versicherung von Ihnen erhalten, daß sie jeder Gelegenheit, ihr oder den ihrigen dagegen zu dienen, mit Vergnügen ergreifen werden; so bin ich so frei, Euer Wohlgeboren hiemit angelegentlich gehorsamst zu bitten, daß sie mir die vices vel accusatorias vel defensorias beim bevorstehend peinlichen Prozeß zukommen zu lassen, hochgeneigtest geruhen möchten.

Mein Onkel würde mein Gesuch selbst mit einem Empfehlungsschreiben an Euer Wohlgeboren unterstützt haben, wenn er nicht unvermuthet in wichtigen Angelegenheiten an den Hof berufen worden wäre; er hat mir aber aufgetragen, Euer Wohlgeboren, unter seinem großen Kompliment, zu versichern, daß er die mir hierunter zu erzeigende Gefälligkeit eben so ansehen werde, als ob solche seiner eigenen Person wiederfahren wäre. Ich habe die Ehre mit vollkommenster Veneration zu seyn,

Euer Wohlgeboren

gehorsamster Knecht,

N. N.

Advokat.

9.

Die Tochter des Regierungsraths N. an die älteste Tochter des Bezirksamtmanns in U.

Liebste Freundin!

Ich erinnere mich noch immer mit Vergnügen der angenehmen Stunden, die wir hier im abgewichenen Sommer im Hause der Madame N. und bei der Frau Fischhaber miteinander zugebracht haben.

Mein Vetter, der Advokat N., der in Erfahrung gebracht hat, daß zu N., ein Schlosser, puncto vurti litterati — (ich weiß nicht, ob ichs recht schreibe?) peinlich prozessirt werde, hat deinen Herrn Papa gebeten, ihm eine Stelle bei diesem Prozeß zu überlassen, und hat mich ersucht, an dich zu schreiben, daß du bei deinem lieben Papa ein Verwort für ihn einlegen möchtest. — Kannst du es dahin bringen.

daß er den Prozeß bekömmt, so wird es dich nicht reuen, er verspricht dir einen recht schönen Hut nach der allerneusten Façon mitzubringen, und deiner Mama eine Haube, die noch kostbarer seyn soll, als diejenige, die er vor einem Jahr der Amtmännin in N. bei einem peinlichen Prozeß, den er allda puncto stupri violo gehabt, zum Präsent gemacht hat. Thue also, liebste Gustel, dein Möglichstes für ihn, und lebe wohl, und komm doch auch bald wieder zu uns; mit der Promenade in dem lieben Schloßgarten ist es für heuer zwar aus, hingegen kommen wir jetzt desto fleißiger in die Komödie, und, was noch besser ist, so fangen in vierzehn Tagen unsere Redouten wieder an.

Ich grüße Deine Schwester vielmals, und bin

Deine wahre Freundin
N. N.

10.

Die Dienſtmagd bei der Mutter des Advokat U. an die Köchin des Bezirksamtmanns in U.

Gottes Segen zum Gruß, vielgeliebte Katharine, weil mein junger Herr einen Kanzleybeten an ihren Herrn Bezirksamtmann abſchicken thut, ſo kann ich nicht unterlaſſen, bei dieſer Gelegenheit auch ein paar Zeilen an ſie zu ſchreiben, und berichte ſie, daß ich recht gerne hier im Dienſt bin, und es viel beſſer habe, als wie ich noch droben bei meiner Mutter im Haus geweſen bin. Was ich hier ſchon für ſchöne Sachen geſehen habe, o Katharine! das kann ſie nicht glauben, erſt geſtern bin ich zum erſtenmal in meinem Leben in der Komödie geweſen, du mein Gott, was da eine Menge von Menſchen geweſen iſt, ich glaube wahrhaftig mehr als zweimal hundert tauſend Perſonen, und wie die Komödie angegangen iſt, und ſie vorher gepfiffen - und einen groſſen Un-

hang 'nauf gezogen haben, da hab ich nun nicht anderst geglaubt, als daß ich das himmlische Paradies vor mir sehe. Aber die Freude ist mir freilich bald wieder vergangen, denn da hat ein wilder junger Mensch (ein leichter Jäger, der bei mir gestanden, hat mir gesagt, daß es ein fürstlicher Prinz sey) seinen leiblichen Bruder umgebracht, und zur Strafe hat ihn sein eigener Vater wieder mausetodt gestochen; *) ich glaube aber, daß es der alte Herr im Rausch gethan haben muß, weil er kurz vorher mit einem Geistlichen, den ich für unsern leibhaften Herrn Helfer gehalten haben würde, wenn mich der leichte Jäger nicht versichert hätte, daß es der Bruder des alten Fürsten sei, ziemlich vielen Wein getrunken hatte. Da ist dann alles in größter Betrübniß über diese zwei schröckliche und unerhörte Mordthaten auseinander gelossen, und wie ich bei der Stadtkirche verüber gegangen bin, haben sie oben auf dem Thurm den beiden unglücklichen Prinzen so rührend Trauer geblasen, daß mir die helle Zähren über die Backen herunter gelossen sind. Habe mich so dalderirt, daß ich die ganze Nacht darauf kein Auge habe zuthun können, und als ich des andern Tags von unserm Herrn

*) Vermuthlich im Julius von Tarent.

Doktor in die Putzhandlung geschickt worden, um einen Frauenzimmer Hut nach der neuesten Mode für ihn zu bestellen, so hab ich da einen jungen Herrn angetroffen, von dem ich geschworen hätte, daß es einer von den beiden verstochenen Prinzen wäre, wenn er ein anderes Kleid angehabt hätte, und wenn ich die beiden lieben Herren nicht Tags zuvor mit meinen eigenen Augen hätte den Geist aufgeben sehen.

Liebe Katharine, ich muß ihr auch berichten, daß ich hier schon seit drei Wochen einen Liebsten habe, steht unter den Reitern und ist ein rechter braver schöner und lustiger Mensch, er sagt, wenn er seinen Abschied bekomme, und wenn meine Mutter mein anerstorben Väterliches herausgebe, und ich mir zuvor noch ein paar hundert Gulden Eigenes erspart habe, und wenn er in unserm Ort zum Bürger angenommen werde, und meine Mutter ihm einen Theil von ihrem Häuschen abtrete, so wolle er mich heirathen. Wie Gott will! Es ist doch immer besser, seine eigene Frau zu seyn, als von anderer Leute Gnade zu leben.

Was ich aber eigentlich an sie schreiben wollte, so ersuche ich sie, das Ihrige beizutragen, daß unser junger Herr den peinlichen Prozeß kriegt, der, wie ich höre, über den Schlosser in der langen Gaß er-

gehen soll. Ist das nicht ein Specktakel! Ich und meine Mutter, wir haben dem verfluchten Spizbuben gar oft prophezeiht, daß es endlich noch so ein Ende mit ihm nehmen werde! Ich weiß, daß sie beim Herrn Bezirksamtmann etwas gilt, kann sie auf den Abend, wenn sie ihm die Stiefel auszieht, ein gutes Wörtchen für unsern Herrn Doktor einlegen, so wird es ihr Schade nicht seyn, er ist sehr freigebig, und in die Küche schenkt er gewiß reichlicher, als kein anderer. Und damit Gott befohlen, und ich verbleibe, u. s. w.

11.

Antwort des Bezirksamtmanns in N. an den Advokaten U. in U.

Da ich, falls über den bei mir inhaftirten Schlossermeister N. der peinliche Prozeß anerkannt werden sollte, die Accusation selbst übernehmen werde, die Defension aber, bevor ich Euer ꝛc. Schreiben erhalten, bereits an den Herrn Advokaten N. vorläufig versprochen habe; so bedaure ich sehr, daß ich für dießmal Ihre Wünsche nicht erfüllen kann, werde aber bei künftigen Vorfallenheiten Ihrer vorzüglich eingedenk sein, um Sie dadurch der wahren Hochachtung zu überzeugen, mit welcher ich bin, u. s. w.

NS. Dürfte ich Hochzuehrenden Herrn Vetter bitten, mir über die Verwandtschaft, worin ich nach Ihrem Schreiben mit Ihnen zu stehen die Ehre habe, ein richtiges schema genealogicum zu entwerfen, so würden Sie mich Ihnen dadurch sehr verbinden.

12.

Die Tochter des Bezirksamtmanns in N. an die Tochter des Regierungsraths in N.

Meine allertheuerste Freundin!

Mein lieber Papa bedauert recht sehr, daß er dem Herrn Vetter den peinlichen Prozeß für dießmal nicht geben kann, denn ich will Dir im Vertrauen sagen, daß schon vor zwei Jahren, als der Schlosser wegen verschiedener Diebstähle ins Zuchthaus gekommen, und damals auf den Fall weiterer Vergehungen mit dem peinlichen Prozeß bedroht worden, der Herr Advokat N., der diese Umstände erfahren, da man vorausgesehen, daß der Schlosser vom Stehlen nicht lassen werde, sich bei dem Papa vorläufig um diesen peinlichen Prozeß gemeldet, und so lange nicht nachgelassen, bis er ihm selchen nicht nur zugesagt, sondern ihm auch, da er

damals Geld nöthig gehabt, fünf und zwanzig Gulden in Abschlag des davon abhangenden Verdienstes voraus bezahlt hat. Wie sehr es mich und die liebe Mama betrübt, daß wir bei dieser Beschaffenheit Hut und Haube mit dem Rücken ansehen müssen, wirst Du leicht glauben. Ich wenigstens wollte weiß nicht was geben, wenn ich bei unserem nächsten Concert mit einem recht schönen neumodischen Hut hätte auftreten können. Du kannst nicht glauben, wie sehr sich unsere beide gnädige Fräulein darüber ärgern, wenn sie unvermuthet so etwas Schönes und Neumodisches an mir erblicken, und wie ich dann immer an den neidischen Fratzen der beiden Meerkatzen meine heimliche Freude habe. O schaffte mir der Papa nur immer an, was ich von Putzsachen gern haben möchte — ich wollte sie so sekiren, daß zuletzt ihre hochadeligen Hirnkästen zerbersten sollten!

Wieder auf einige Zeit nach Berlin zu kommen, wäre freilich schon lange mein Wunsch, da es hier in unserem elenden Landstädtchen gar zu langweilig ist.

Ausser unserem vierzehntägigen Concert, wobei es aber so sittsam und stille hergeht, daß ich es gar nimmer ansehen mag, haben wir hier keine Ergötzlichkeiten, und wenn ich nicht mit dem Papa

und dem Stadtſchultheiß zuweilen eine Partie Lhomber mache, ſo bringe ich alle meine Zeit mit Leſen zu.

Haſt Du die Kantbariden ſchon geleſen? Das iſt einmal ein Buch nach meinem Geſchmack, und gefällt mir weit beſſer, als alle jene empfindſamen Schriften, womit unſer moraliſcher Herr Vikarius von Zeit zu Zeit ein ergebenſtes Scherflein zu meiner Unterhaltung beizutragen ſucht. Grüße mir Deinen Vetter und lebe wohl.

Dein

M. in N.

13.

Der Pfarrer zu A. an den Oberförster zu B.

Hochgeehrtester Herr Gevatter Oberförster!

Da bis nächstkommenden Donnerstag die jährliche Kirchen-Visitation hier wieder vorgenommen wird, so habe ich Herrn Gevatter höflichst ersuchen wollen, uns nebst der Frau Liebsten auf diesen Tag mit Ihrer Gegenwart zu beehren, und mit einem Mittagessen gütigst bei uns vorlieb zu nehmen. Zugleich bin ich so frei, Hochwerthesten Herrn Gevatter zu bitten, daß Sie mir auf kurze Zeit mit einem Anleben von 25 fl. aushelfen möchten. Ich brauche dieses Geld, um die baaren Auslagen *), welche

*) Da nach den Briefen über das Mönchswesen, 1. Thl. S. 236, der Visitations-Aufwand bei einem katholischen Pfarrer sich über 20 fl. belaufen, wo der Herr Dechant

die Visitations-Mahlzeit an Fleisch, Gemüs, Fischen und Krebsen, Zucker, Gewürz, fremden und inländischen Weinen, Butter, Eier u. dgl. erfordert, davon zu bestreiten, wie uns denn nur die Spargeln, die meine Frau gestern von der Stadt erhalten, auf 4 fl. zu stehen kommen. Bedenken Sie, lieber Herr Gevatter, 17 fl. 30 kr. ist meine ganze vierteljährige Geldbesoldung, die mir von der Verwaltung bezahlt wird, und reine 25 fl. kostet mich dieser einzige Tag! Eine Summe, wovon ich mit Weib und sechs Kindern ein halbes Vierteljahr bequem leben könnte. — Aber was ist da anders zu thun? Will ich von der Frau Specialin kein scheeles Gesicht — und von meinen benachbarten Herren Collegen und ihren Frauen, die nach der löblichen Gewohnheit zu diesem Schmauß eingeladen werden müssen, keine üble Nachreden haben, so muß ich mich schon darein ergeben.

Ich habe während meines Hierseyns mit meinem geringen Einkommen bisher noch von Jahr zu Jahr ausgelangt, da wir aber im letztabgewiche-

weder Frau noch Kinder mithringen konnte, so scheint diese Summe nach jenem Verhältniß sehr mäßig angerechnet zu seyn.

Anmerkung eines Diaconi.

nen Jahrgang bekanntlich totalen Wetterſchlag an den kleinen Zehent-Serten — und völligen Mißwachs am Obſt erlitten, ſo bin ich dadurch bei meiner ſtarken Haushaltung ſo weit zurückgeſetzt worden, daß ich zum erſtenmal empfinde, wie weh es einem ehrlichen Mann thut, wenn er ohne ſein Verſchulden genöthigt iſt, Geld zu entlehnen. Ich verſpreche Ihnen aber gleich nach der heurigen Erndte (die der Höchſte geſegnet ausfallen laſſen wolle), richtige Bezahlung, und bin u. ſ. w.

11.

Antwort des Oberförsters.*)

Hochehrwürdiger,
Hochzuehrender Herr Gevatter Pfarrer!

Anbei folgen die verlangten 25 Gulden, die der Herr Gevatter mir nach Ihrer guten Bequemlichkeit wieder heimgeben mögen. Was aber Dero höfliche Invitation auf den nächsten Donnerstag anbelangt, so werden der Herr Gevatter mir nicht übel nehmen, daß ich solche nicht annehmen mag. Mir würde, auf Parole, nicht ein Bissen schmecken, und ich weiß

*) Anmerk. Dieser Brief ist zu wahr, als daß er eine Satire seyn könnte. Ein guter Jägersmann ist stets offen und ehrlich, und kann daher nie als Satyriker verwendet werden.

Der Herausgeber.

es noch gar wohl, wie es mich bei der vermjährigen Mahlzeit geärgert hat, daß sie so gar entsetzlich darauf losgefressen, und was sie nicht aufgezehrt, bei Busen und Stiel vollends eingepackt — und mit sich fortgeschleppt haben. — Meiner Lebtage, Herr Gevatter, will ich nicht vergessen, wie Ihre Dignität sich damalen an dem fetten Hirschziemer erlabt haben, und was die Frau Superintendentin für einen grimmigen Blick auf meinen Waldmann geworfen, als er Ihre, indem sie vom Herrn Vikarius eine Priese genommen, das große Stück Mandeltorte vom Teller weggeschnapt hat. Aber, nehmen Sie mir nicht übel, Herr Gevatter Pfarrer! wenn ich an Ihrer Stelle wäre, sollte mich kein Teufel zwingen, so ein gar kostbares und großes Traktament zu geben. Ihre Dignität, würde ich sagen, ist es gefällig, mit mir vorlieb zu nehmen auf eine Suppe, ein Stück Rindfleisch mit rothen Rüben, ein gutes Sauerkraut mit halbgeräuchertem Fleisch und Blutwurst, und einem Braten, so seyen Sie mir willkommen, wo nicht, Preis die Mahlzeit im Wirthshause! dafür haben Sie Ihre Diäten zu verzehren, und wenn der hochwürdige Herr nicht von meinem Besoldungswein trinken wollte, so möchte er es brav bleiben lassen. — Wollte die Frau Spezialin unter diesen Bedingungen mitessen, so würde mirs auf

ein Couvert mehr oder weniger nicht ankommen, genehmigte ſie den Küchenzettel nicht — eh bien — ſo möchte ſie immer zu Hauſe bleiben! Die Herren Kollegen und Nachbarn aber ließ ich bei dieſer Gelegenheit trotz aller Obſervanz und Gegeneinladungen gar weg.

Für ganze 4 Gulden Spargeln zu einer einzigen Mahlzeit? Pez alle Wetter! Für ſo viel Geld habe ich im abgewichenen Jahr gerade zweihundert Stücke recht ſchweres Filderkraut angekauft, und davon mit meiner groſſen Haushaltung auf ein ganzes Jahr Gemüſe genug zu eſſen gehabt. Wo das in der Herzoglichen Cynosura ecclesiastica geſchrieben ſteht, daß zu einer Kirchenviſitationsmahlzeit für 4 Gulden Spargeln gehören, das möcht ich doch auch wiſſen? Aber ich muß abbrechen, damit ich nicht nach meiner Gewohnheit in Eifer gerathe. Wünſche, daß beikommende zwei junge Haſen wohl ſchmecken mögen, und bin nebſt höflicher Salutation u. ſ. w.

13.

Die Pfarrerin in U. an ihre Nachbarin die Pfarrerin in U.

Hochwertheſte Frau Schwägerin!

Weil wir geſtern das Vergnügen nicht gehabt haben, Sie und den Herrn Liebſten bei der Viſitationsmahlzeit in N. anzutreffen, ſo muß ich Sie doch auch benachrichten, wie es dabei abgelauffen iſt. Die Geſellſchaft war ziemlich zahlreich. Sie beſtund aus dem Herrn Spezial, ſeiner Frau und Schwiegermutter, der älteſten Tochter, dem Herrn Verwalter von N., dem Herrn Amtmann, ſeiner Frau und beiden Töchtern von N., dem Herrn Pfarrer und ſeiner Frau von N., dem Herrn Pfarrer, ſeiner Frau und Jungfer Schwägerin von N., dem Herrn Vikarius von N., meinem Mann und mir. Als das Rindfleiſch abgenommen war, ſo erſchien noch der

Herr Spezialvikarius mit den beiden jüngsten Söhnen, und unerachtet sie versicherten, daß sie das Mittagessen vor ihrem Weggehen bereits zu Hause eingenommen hätten, so wurden ihnen doch noch Plätze eingeräumt, von denen sie auch solch' guten Gebrauch machten, daß sie ihrer Versicherung bis zu Ende der Mahlzeit gänzlich uneingedenk zu sein schienen — Zählen Sie zu unserer Gesellschaft noch den Herrn Pfarrer und seine Frau (von den Töchtern kam keine zu Tische), so werden Sie finden, daß solche aus weniger nicht, denn eilich und zwanzig Personen bestanden ist, ohne den Schuldheiß, Bürgermeister und Heiligenpfleger zu rechnen, die man anfänglich, so sehr es auch an Raum in der Herberge gebrechen wollte, doch noch unten am Tisch angeflickt hatte; nachdem aber der Herr Vikar nebst den beiden Eleven angestochen kam, mußten sie das Feld räumen, und fermirten alsdann in der Studierstube den Kammertisch.

Das Essen war durchaus recht schön, alles zur Genüge da, und delikat gekocht, aber sie hätten auch sehen sollen, wie man sichs höherer Orten wieder hat schmecken lassen. Jedes zwei Stücke boeuf à la mode so gros — daß ich davon auf den ganzen Tag über satt gewesen wäre. — Bei jedem Gang wurde, wie gewöhnlich, ein Knopf an der Weste

geöffnet — und unverſucht gieng nicht eine einzige Schüſſel vorbei. Unerachtet die Spargeln recht ſchön, und für die gegenwärtige Jahreszeit in der That ein koſtbares Gemüſe waren, ſo wurde dennoch verſichert, daß man ſie bei der vorgeſtrigen Viſitation in N. noch ſchöner und gröſſer gehabt habe. „Wiſſen Euer Hochwürden auch" — erwiederte der Herr Pfarrer — aber indem er zu reden fortfahren wollte, bekam er von ſeiner Frau, wie ich ſah, einen bedeutenden Wink, — und hielt mitten in ſeiner Antwort inne. Gleich darauf nahm ich wahr, daß dem Mann eine Thräne auf ſeinen Teller fiel. — Was wohl die Urſache davon geweſen ſein mag? Als der Nachtiſch aufgeſetzt wurde, ſagte der jüngſte Knabe der Frau Spezialin, der aus der freien Luft, wohin er kurz zuvor, da ihn ein Reitz zum Erbrechen angewandelt, gebracht worden, eben wieder in die Stube getreten war: „Gelten Sie, Mama, was wir von all' dieſem nicht eſſen, das nehmen wir mit uns nach Hauſe?" Die liebe Mama ſtellte ſich, als ob ſie es nicht gehört hätte, und beſchäftigte ſich, den Herrn Gemahl aufzuwecken, der den Burgunder, mit Muskaten vermiſcht, ſeine Wirkung hatte thun laſſen — und eben ſanft einnicken wollte. —

Daß die Frau Pfarrerin heuer zum erſtenmal beim Nachtiſch mit einem Mandelberg aufgezogen

gekommen, ſtatt daß wir beide neben den Einſchiebtellern nur die gewöhnlichen zwei Torten gehabt, hätte die naſenweiſe Madame freilich unterwege laſſen können. — Du meine Güte! Bei ſechs Kindern und einem ſo geringen Einkommen, ohne eigene Mittel, läßt ſich ſo etwas wahrlich nicht thun! Uns aber, Frau Schwägerin, damit wir uns künftig nicht ſchlechter finden laſſen, als ſie, und uns bei der Nachbarſchaft der Mediſance nicht ausſetzen, bleibt nun freilich für das nächſte Jahr nichts übrig, als mit Pyramiden zum Vorſchein zu kommen. Kann ſie einen Mandelberg für einen franzöſiſchen Thaler geben, ſo können wir, denk' ich, immer eine Pyramide für einen Dukaten dagegen bringen.

Dieſen ärgerlichen Mandelberg abgerechnet, kann ich übrigens ohne Eigenlob ſagen, daß unſere beiden Mahlzeiten für heuer gewißlich um nichts ſchlechter, als dieſe, geweſen ſind. —

Haben Sie auch ſchon gehört, daß der Herr Pfarrer zu N. ſeiner Frau wirklich eine neue Mantille von weißem Taffet verfertigen läſſet? Ich meines Orts mags der ſcharmanten Frau wohl gönnen, und wenn die Mantille auch von Atlas wäre, ſo weiß man doch, was ehedem in ledigen Jahren paſſiert iſt.

Leben Sie wohl!

16.

Brief einer Sängerin zu N. an eine Sängerin zu N.

Liebste Freundin!

Du weist, wie sehr ich mich gefreut habe, hierher zu kommen. Ich kannte mich kaum vor Entzücken, als ich hörte, daß mich der Theaterdirecter in N. daselbst gastiren lassen wolle. Es war mir nicht blos des Honorars wegen, das aber immerhin auch nicht zu verachten ist, sondern ich glaubte, wenn ich in N. gefallen würde, so müßten sich von der Stunde an alle Directionen um mich kümmern und ich hätte nicht mehr nöthig, ellenlange Briefe zu schreiben und um Gastrollen als um eine Gnade zu betteln. Es gieng mir auch im Anfang recht leidlich. Der Theaterdirecter nahm mich freundlich auf und das Publicum war mit meiner ersten Rolle so zufrieden, daß ich herausgerufen wurde. Nur eine

geringe Parthei ziſchte. Allein wie änderte ſich Alles bei der Darſtellung am folgenden Abende! Denke Dir nur, in einem der geleſenſten Blätter zu N. erſchien eine Recenſion, die offenbar unter aller Critik iſt, die mich aber auf eine Weiſe durchhechelt, daß ich ohne Erröthen gar nicht daran denken mag. Ich habe darüber mehr geweint, als Rahel über ihre Kinder. Warum der böſe Menſch mir das gethan hat, kann ich gar nicht begreifen, denn ich kenne ihn gar nicht, habe ihn in meinem Leben nie geſprochen und werde ihn auch nicht kennen lernen, da ich gar keine Luſt habe, den unverſchämten Mann zu ſehen. Denke Dir nur, er ſagt, ich hätte gar keine Stimme, und von Schule ſey noch weniger die Rede. Ich weiß nicht, machte es dieſe Recenſion oder was Schuld war, — ich ſelbſt gewiß nicht, da ich in meiner zweiten Rolle mich noch mehr anſtrengte, als in meiner erſten und gewiß auch beſſer ſpielte und ſang — allein die Gegenparthei ſiegte über die Parthei, welche für mich war, und ich ward förmlich ausgepfiffen. Der Theaterdirecter meinte, unter ſolchen Umſtänden könne er mich die vier andern verſprochenen Gaſtdarſtellungen nicht vollenden laſſen, und da ſitze ich nun und weine abermals. Der einzige Troſt iſt mir noch das, daß alle Mitglieder des hieſigen Theaters außerordentlichen Antheil an mir neh-

men. Besonders muß ich das der Sängerin N., der ersten Primadonna dahier, nachsagen. Dieselbe ist zwar nicht mehr sehr jung, auch nicht besonders schön, und ihre Stimme soll ebenfalls schon bedeutend nachgelassen haben, allein sie besitzt hier einen großen Anhang. In dieses liebe Geschöpf habe ich mich ganz verliebt und wir haben ewige Freundschaft geschlossen. Denn denke Dir nur, sie war gleich von Anfang an äußerst zuvorkommend gegen mich, besuchte mich alle Tage und lud mich schon mehre Male zu Tische. Sie ist untröstlich über den schlechten Fortgang meiner Geschäfte, und schimpft auf den ungalanten Redacteur fast noch mehr als ich selbst. Auch meint sie, das Pfeiffen im Theater dürfe mich nicht abschrecken; das komme offenbar von Intriguen und Cabalen her. Aber wer sollte denn gegen mich intriguiren? Ich nehme ja keiner der hiesigen Sängerinnen ihre Rollen weg, da ich gerade in denen der Primadonna, meiner Freundin, auftrat.

Du, theuerste Freundin, die Du schon weit in der Welt herumgekommen bist, und viel Erfahrung hast, stehe mir doch bei mit Deinem Rathe. Sage mir, was ist Schuld an meinem Durchfalle, und

theile mir Deine Meinung mit, wie ich es künftig anfangen ſoll.

Für ewig Deine

Freundin N. N., gegenwärtig auf Gaſtrollen in N.

N.S. Faſt hätte ich vergeſſen, Dir zu ſagen, daß der Ritter v. U. ſo unverſchämt war, mir, ohne daß ich ihn kannte, ſeine Aufwartung zu machen, und ſich ſo zudringlich gegen mich benahm, daß ich ihm die Thüre wies. Meine Freundin, die Sängerin, der ich den Vorfall mittheilte, war ganz empört über dieſes Benehmen und will nun dem Ritter auch ihr Haus verſchließen. Sie meint, es werde das Beſte für mein Herz und meine Zufriedenheit ſeyn, wenn ich nach U. abreiſe, um dort zu gaſtiren. Sie will mir auch dorthin an den Director Empfehlungsbriefe mitgeben, und da ſie hört, daß ich Dir ſchreibe, ſo bittet ſie mich, Dich herzlich in ihrem Namen als unbekannt zu grüßen, da ſie ſchon ſo Vieles und Ruhmwerthes von Dir gehört und geleſen.

17.

Antwort der Sängerin in U. an ihre Freundin, die Sängerin in U., gegenwärtig gastirend in U.

Mein liebes Kind!

Du bist ein Kieck — in — die — Welt, das hat mir Dein Brief bewiesen. Hätte ich vorher gewußt, daß Du zum ersten Mal in Deinem Leben gastiren und zwar in N. gastiren wolltest, so würde ich Dir Regeln gegeben haben, die Dir einen ganz andern Succeß verschafft hätten. Freilich, als Du noch in Deiner Vaterstadt lebtest und angestellt warst, da brauchtest Du keinen Fingerzeig; denn die Leute kannten Dich dort von Jugend auf und liebten Dich als ihre Landsmännin. Das ist aber auswärts etwas ganz anderes.

Zuförderst von Deiner neuen Freundin, der Primadonna in N. zu sprechen, so beweist Du durch diesen Deinen Freundschaftsglauben, daß Du

ganz und gar keine Menſchenkenntniß beſitzeſt. Dein kleiner Finger hätte Dir ſagen ſollen, daß dieſe Deine Freundin Deine ärgſte Feindin und nichts weniger als Deine Freundin iſt. In welchen Rollen trateſt Du auf? In den ihrigen. Wer wurde alſo heruntergeſetzt, wenn Du hinaufgeſetzt wurdeſt? Niemand anders als ſie. Sie demnach und keine Andere iſt diejenige, die gegen Dich intriguirt hat. Ueberdies ſind die Freundſchaftsverſicherungen, die ſie Dir giebt, eine ſo plump angelegte Finte, daß Jedermann ſie im Augenblick durchſehen müßte, der nicht ein ſo ganz unerfahrenes, gutmüthiges Herz hat, wie Du.

Warum haſt Du aber auch den Ritter von N. zurückgeſtoßen? Weißt Du denn, da Du doch an Ort und Stelle biſt, nicht, was ich hier weis, nemlich, daß er der Bühnenfreund des Theaterdirectors iſt? Um Gaſtrollen zu 10 Louisder den Abend muß man ſich immerhin etwas gefallen laſſen. Und kannſt Du Dir denn nicht einbilden, daß die Sängerin, die Du deine Freundin nennſt, mit dem Dir verhaßten Redacteur und dem Ritter Eine Clique gegen Dich bildet? Glaubſt Du nicht, daß ſie an allem Deinen Unglück Schuld iſt? Du Kieck — in — die — Welt! — Doch durch Erfahrung wird man klug. Ich will Dir nun zu Deiner Belehrung

ein Stücklein aus meiner Jugendzeit erzählen. Es paſſirte mir, als ich juſt ſo ein ehrliches Kind, wie Du, war.

Es war nehmlich ebenfalls meine erſte Gaſtrolle, vor ungefähr 10 Jahren. Ich hatte gefallen, wie Du, und war überglückſelig. Jedermann gratulirte mir zu meinem Succeß. Da ſaß ich denn den Morgen nach meinem Debut auf meiner Stube, es klopfte und wer kam herein? Der Redacteur eines ſchlechten Localblattes. Er nannte ſich mir und that ſehr erfreut, mich kennen zu lernen, indem ich einmal etwas Ausgezeichnetes werden müßte und gewiſſermaßen ſchon ſey. Nach dieſen Eingangsſchmeichelworten zog er ein Papier aus der Taſche und las daſſelbe mir vor. Es war nichts Anderes, als eine Recenſion über meine geſtrige Gaſtrolle. Nein, wie ich da gelobt wurde! Und alles floß ſo natürlich und ſchön, daß ich ganz entzückt war und in der That glaubte, ich ſey ſchon Alles das, zu was mich der Recenſent machte. Ich will Dir die Ausdrücke nicht wiederholen, denn Du ſelbſt wirſt die ſtehenden Redensarten der Recenſenten, wenn ſie Jemanden loben oder tadeln wollen, theils ſchon kennen, theils in Bälde kennen lernen. Nachdem der Mann mit ſeiner Lobrede zu Ende war, wäre ich ihm vor Freude faſt um den Hals gefallen, allein es kam

bald anders. „Dieſe Recenſion," ſagte er, „laſſe ich „heute noch drucken, wenn ſie mir vier Kronentha„ler geben.« Ich war erſtaunt, frappirt, ſank faſt in Ohnmacht. Eine ſolche Gemeinheit und Unverſchämtheit war mir noch nicht vorgekommen. Allein es ſollte bald noch beſſer kommen! „Wenn Sie mir die vier Kronenthaler nicht geben," fuhr er ruhig fort, ohne auf meine beginnende Ohnmacht zu achten, „ſo laſſe ich folgende Recenſion drucken." Nun zog er ein anderes Papier aus der Taſche und las es mir mit derſelben Stimme, wie früher die Lobrecenſion, vor. Allein, wie wurde ich da mitgenommen! Gerade das Gegentheil von vorher! Kein gutes Haar lies er an mir. Wie Du, ſollte ich auch keine Stimme, keine Schule haben, eine ſchlechte Anfängerin ſeyn, die beſſer thäte, ganz vom Theater abzugehen, ſtatt künftighin noch die Zuhörer mit ihrem Aechzen zu quälen u. ſ. w. Nun war das Maß der Geduld bei mir voll. Ich ſchimpfte ihn einen elenden käuflichen Buben, konnte bald vor Schluchzen kein Wort mehr ſprechen, ſprang in ein anderes Zimmer und ſchloß mich ein. Der Recenſent nahm, wie ich durchs Schlüſſelloch erſah, ſeine Papiere ruhig zuſammen und gieng, ohne eine Miene zu verziehen, ſeiner Wege. Noch an demſelben Abend aber erſchien ſeine Schmachrecenſion,

die mich mit Füß-n trat. Freilich hatte dieſelbe nicht den Einfluß, den ſie bei Dir hatte, denn das Publicum achtete ſelbiges Blatt nicht allzuhoch; überdieß hatte ich bereits einen andern Redacteur, einen angenehmen jungen Mann von ſchönem Aeußern, der ſich in mein Geſichtchen vergafft hatte, und den ich auch von Herzen liebte, zum Freunde gewonnen. Dieſer nahm mich in ſeinem Blatte um ſo mehr in Schutz, je mehr mich der Andere tadelte. So gieng Alles noch glücklich verüber; aber dennoch hätte ich ſpäter vier Louisder darum gegeben, wenn ich dem fatalen Menſchen ſeine vier Kronenthaler verabreicht hätte; denn ich durfte ja nicht einmal ſagen, warum er mich in ſeinem Blatte heruntermache, weil er mir ſonſt noch einen Injurienproceß an den Hals geworfen hätte.

Dieſe Geſchichte möge Dir zur Warnung dienen. Uebrigens habe ich in den 10 Jahren, die ſeitdem verfloſſen, ſo viel Erfahrungen gemacht, daß ich mir gewiſſe Regeln entworfen habe, die mich ſelten irre führen und die ich Dir nicht vorenthalten will.

Vor Allem cajolire dem Theaterdirector. Es ſind dieß ſehr oft Männer, die gar wenig vom Geſang und Schauſpielſache verſtehen. Die Literatur iſt ihnen ohnehin nicht ſelten auſſerordentlich fremd.

Ich kenne ſogar, um dieß beiläufig zu bemerken, Einen, der den Dichter Immermann mit einem Schauſpieler verwechſelte und ihm, als ihm derſelbe ſeine Aufwartung machte, zurief, es ſey unmöglich, ihn gegenwärtig auftreten zu laſſen. Allein verſtehen die Directoren zum Theil — und dieſer Theil iſt ſehr groß — auch wenig, ſo wollen ſie doch um ſo mehr verſtehen, und man muß daher ſtets thun, als ob man den kenntnißreichſten und gebildetſten Mann vor ſich hätte. Auch lieben ſie es, wenn man ihr Arrangement, ihr Repertoir, ihre Maſchinerie u. ſ. w. herausſtreicht. Warum ſollte mans nicht thun? Das koſtet ja nicht viel Mühe und ein Paar Schmeichelworte mehr oder weniger thun Dir keinen Eintrag. Manchmal ſind dieſe Herren auch alte Gecken, die da meinen, jede Sängerin und Schauſpielerin müßte von ihren Reitzen hingeriſſen ſeyn. Warum denn nicht? Auch hierin kann man mit einem ſanften Lächeln und einem ſüßaufgeſchlagenen Auge viel ausrichten. Alſo — cajolire dem jeweiligen Theaterdirecter.

Zunächſt vom Theaterdirecter wende Dich an den Theaterſecretär, oder wie ſonſt der bürgerliche Mann heißt, der dem Director mit Rath und That an die Hand geht. Dieſe vornehmen Herren haben nehmlich gewöhnlich, beſonders wenn ſie an größern,

Nicht — Privattheatern angeſtellt ſind, einen Unterſtützungsrath auf der Seite, eine Art Factotum, deſſen Wort Alles bei ihnen gilt. Dieſes Factotum iſt der geheime Theaterdirecter, derjenige, der die Sache wenigſtens in Etwas verſtehen muß, und dem daher der öffentliche Director aufs Wort folgt. An dieſes Factotum wende Dich, aber nicht mit leerer Hand. Doch laſſe Dir vor dem Director ja nichts anmerken, daß Du ſeinen Secretär kennſt. Noch beſſer iſts daher, Du ſendeſt dem Secretär durch einen Dritten Dein Präſent, damit Du nicht in Verlegenheit kommſt, wenn Du den Mann etwa beim Director einmal ſiehſt. Einige Ducaten thun da Wunder und du darfſt darauf zählen, damit Hunderte zu verdienen; denn ſtatt dreyer bekommſt Du ſechs Gaſtrollen und am Ende noch gar einen Engagementsantrag.

Das Dritte, was Du zu thun haſt, iſt, daß Du irgend einen Großen, irgend einen vornehmen und reichen Mann in der Stadt, in der Du gaſtirſt, zu gewinnen ſuchſt. An dergleichen Anbetern wird es Dir Nirgends fehlen; denn es hat noch keine Schauſpielerin oder Sängerin gegeben, und wäre ſie dreimal häßlicher, als die Lea, die nicht auf das Herz von ein Paar Dutzend Herren auf der Nobelgallerie Eindruck gemacht hätte. Dieſem Deinem

Liebhaber, es thut auch Nichts, wenn es deren zwey oder drey sind, mußt Du allerdings gewisse Concessionen machen; allein auf so etwas darf es einer öffentlichen Person nicht ankommen und überhaupt wissen wir gebildete und aufgeklärte Frauenzimmer gar wohl, was man von der Prüderie zu halten und zu gewarten hat. Je weniger Du übrigens Deinen vornehmen Liebhabern von Anfang an einräumst, desto feuriger werden sie. Allmählige Steigerung ist ganz am Platze. Es wird Dir, wenn Du sie immer näher an Dich zu ziehen verstehst, nicht nur an keinen Präsenten mangeln, sondern, was die Hauptsache ist, der Beifall bleibt nicht aus. Freilich dem Anschein nach eine sonderbare Behauptung; allein nichts desto weniger eine richtige. Der vornehme Mann hat viele Diener, und zum Theil in Ansehen stehende Diener. Diese vertheilt er auf dem Parterre und in den Logen. Er läßt durch einen Vertrauten noch 30 bis 40 Freibillete an Leute austheilen, die zwar nur auf dem „Juchhe" sitzen, aber um so derbere Fäuste haben. Ueberdies sind die meisten bürgerlichen Theaterbesucher fest überzeugt, was höheren Orts Beifall findet, müsse vortrefflich seyn, eine Ueberzeugung, die ich ganz in der Ordnung finde. Nun gieb Acht, wie dir applaudirt wird! Die Leute schlagen sich um ihre

Ueberzeugung oder ihr Freibillet die Hände faſt wund, und es iſt eine allbekannte Thatſache, daß wenn ein Paar anfängt zu klatſchen, gleich hundert Narren nachklatſchen. Auf dieſe Manier kannſt Du und mußt Du Furore machen und es koſtet Dich nicht nur Nichts, als etwa einen Kuß, und etwas darüber, ſondern es trägt Dir ſogar noch Geld ein und Preciosen.

Der vierte Punkt, den Du Dir zu merken haſt, iſt der freundſchaftliche Fuß, auf den Du Dich mit den Blättern und ihren Redacteuren ſtellen wirſt. Wenn Du in ihnen und von ihnen nicht ausnehmend gelebt wirſt, ſo iſt es ganz allein nur Deine Schuld. Es giebt zwar allerdings Journaliſten, die ſich als Schriftſteller ſchon einen zu bedeutenden Namen erworben haben, als daß ſie ſich mit uns, von ihnen gewöhnlich nur Theatervolk genannt, viel abgeben möchten; allein gerade bei ihnen haben wir am meiſten gewonnenes Spiel. Ein Beſuch thut da Außerordentliches. Es hat Jedermann ſeine ſchwache Seite, beſonders aber ein Schriftſteller. Dieſer iſt in ſeine Werke ſo verliebt, wie ein alter Kater in eine junge Katze. Man geht alſo zu ihm und ſpricht von ſeinem berühmten Namen, durch den man ſich hingezogen fühle; man forſcht vorher in den Leihbibliotheken nach den Werken,

die er edirt hat, liest den Titel und meint nun vor ihm, nie etwas Besseres und Herrlicheres gelesen zu haben. Er müßte wahrhaftig von Stroh seyn, wollte er nicht in den Köder beißen. Die Eitelkeit ist eine Haupttriebfeder aller menschlichen Handlungen und folglich, wenn Du ihm geschmeichelt hast, so wird er auch nicht anstehen, Dir wieder zu schmeicheln. Freilich sind auch Manche da, die durchaus unpartheiisch seyn wollen, allein das Unpartheiisch-seyn ist eine zu schwierige Sache, als daß sie so leicht durchgeführt werden könnte. Ueberdies gibt es ja in jeder Stadt nicht nur Ein Blatt, nicht nur Einen Journalisten, und tadelt Dich auch dieser, so wirst Du um so sicherer gehen, wenn Du die Andern zu Deinen Lobrednern gewonnen hast. Ja, der Tadel nützt Dir noch, denn die Andern haben nun Gelegenheit, um so mehr Deine Parthei zu ergreifen, jemehr Du als die partheiisch Unterdrückte erscheinst. Daß ich übrigens, was bisher von Journalisten gesagt wurde, bei weitem nicht auf die Mehrzahl anwenden möchte, kannst Du leicht ermessen, denn nur sehr Wenige haben einen Namen in der Welt und noch Wenigere wollen unpartheiisch seyn. Die Meisten sind vielmehr mit äußerster Leichtigkeit zu gewinnen, und Du brauchst deßhalb keinen Schritt aus dem Hause zu thun. Dem Einen schickst Du

Deine Charte, und Flugs wird er daſtehen, Dir ſeine Aufwartung zu machen. Du cokettirſt ein bischen mit ihm, wenn er jung iſt, und noch mehr, wenn er alt iſt. Gib Acht, er iſt in der nächſten Minute ganz entzückt über Deine Liebenswürdigkeit und ſchwört auf Deine Kunſtleiſtungen, noch ehe er Dich ſingen hörte oder ſpielen ſah. Einem Andern ſchickſt Du ein Paar Freicharten auf den erſten Rang. Der Menſch iſt gewöhnt ins Parterre oder hoch oben hinauf ins Theater zu gehen. Wie wird er ſich brüſten, wenn er einmal auf der Nobelgallerie ſeine werthe Perſon zur Schau ausſtellen kann! Am meiſten jedoch wird es fruchten, wenn Du dieſe Herren zu einem Mittagseſſen oder Souper einladeſt. Ich rathe Dir auch, dabei den Wein nicht zu ſparen. Ein ſolches Eſſen koſtet Dich nicht viel und es wird Dir hundertfältig vergolten durch zuckerſüße Redensarten. Du mußt nehmlich bedenken, daß es nicht das Eſſen allein iſt, worauf dieſe Redacteure ausgehen, ſondern die Ehre iſt es, mit Dir geſpeiſt zu haben. Wo ſie hinkommen, werden ſie mit möglichſt gleichgültiger Miene erzählen, daß ſie geſtern bei Dir geweſen ſeyen. Sie werden andere Leute auf ſolchen Genuß eiferſüchtig zu machen ſuchen und deßwegen extravagiren in den Lobſprüchen über Dich. So

haſt Du den doppelten Vortheil einmal des öffentlichen Lebens in den Blättern und das andere Mal des Privatlebens in den Geſellſchaften. Durch das letztere wird Jedermann zum Voraus gut für Dich geſtimmt. Gar oft iſt es auch der Fall, daß die Herren Redacteure etwas arm ſind. Solches Volk lebt gerne gut und hat kein großes Einkommen. Ein paar Ducaten thun bei denſelben Wunder. Allein hier iſt eine beſondere Vorſicht nöthig. Nicht nur mußt Du Dich genau nach dem Character der zu Beſchenkenden erkundigen, damit ſie nicht nachher, wenn Du etwa zu wenig geſandt haſt, hingehen und Dich öffentlich brandmarken als eine, die ſie habe beſtechen wollen, ſondern Du mußt auch das Geld nie ſelbſt, ſondern durch einen Dritten ihnen anbieten laſſen. Dieſer Dritte muß ſich als Kunſtenthuſiaſt ankündigen und etwa ein Paar Flaſchen Champagner mit dem Redacteur als Einleitungscapitel trinken. Die Paar Flaſchen mußt Du natürlich auch bezahlen. Biſt Du übrigens Deiner Sache ganz gewiß, ſo brauchſt Du nicht ſo viele Umſtände zu machen, ſondern kannſt Champagner und Geld dem betreffenden Journaliſten ſogleich ins Haus ſenden mit einer Empfehlung von Dir. Der Redacteur wird dann ohne weitere Explication wiſſen, was er zu thun hat.

Bist Du nun in Localblättern und andern einheimischen Zeitschriften genugsam gelobt, so mußt Du daran denken, daß Dein Ruhm auch auswärts hin erschallt. Zwar nützt es schon Etwas, wenn Du nur ein Paar Exemplare der Zeitungen aufkaufst, in denen Du herausgestrichen bist, und dieselben in aller Welt an Deine Bekannte versendest; allein besser ist besser. Du weißt, daß es gegenwärtig viele Menschen giebt, die blos vom Correspondiren in fremde Zeitungen leben. Daß dergleichen Erwerb sehr mager ist, kannst Du Dir denken, denn wie können auswärtige Zeitungen viel Honorar zahlen, da sie selbst kaum zu leben haben! Die Herren Correspondenten haben daher immer noch Nebenquellen, aus denen ihr Haupt-Einkommen fließt. Diese Nebenquellen sind aber Niemand anders, als die Leute, die auswärts gelobt seyn wollen. Du glaubst vielleicht in Deiner Einfalt, man könne den Namen der Correspondenten nicht erfahren. Allein weit gefehlt. Diese nennen sich fast immer selbst; oder verbreiten sie unter der Hand das Gerücht, daß sie dahin oder dorthin Nachrichten und Notizen senden. Sie sind Anonymi, die jeder Mensch kennt. Hierbei wird man zwar manchmal betrogen, denn gar oft ist der angebliche Correspondent gar kein wirklicher. Manchmal schreibt

er auch in obscure Zeitungen, die gar nicht verbreitet sind; allein wer müßte nicht durch Schaden klug werden? In jeder Stadt ist ein Kunstenthusiast, der sich Deiner annehmen wird. Diesen frage aus; diesen nimm zu Deinem Curator. Er läuft Dir zu allen seinen Bekannten und findet die wichtigsten Correspondenten richtig heraus. Hast Du diese einmal gefunden, so laß es auf ein Paar Louisdor mehr oder weniger nicht ankommen. Ein Lob in einer der gelesensten Zeitungen, wenn es ein bischen mit Geist abgefaßt ist, nützt Dir in Beziehung auf zukünftiges Engagement, oder auch nur in Betreff der Gastrollen viele Hunderte. Bekümmere Dich auch nichts darum, wenn die Unterhändler zwischen Dir und den Correspondenten den Hauptprofit in die Tasche stecken. Das kann Dir ganz gleichgültig seyn, wenn Du nur Deinen Zweck erreichst.

Nachdem ich Dir nun das Nöthige weitläuftig auseinandergesetzt habe, hoffe ich, daß Du nie mehr in dieselbe Verlegenheit kommen werdest, in der Du jetzt bist. Auch läßt sich in Deiner Lage jetzt noch Vieles verbessern. Wende Dich an die Journalisten, und lasse Dich als eine Gekränkte hinstellen. Es muß so herauskommen, als ob Du gar nicht mehr auftreten wolltest, weil man Deinen Ruhm nicht gehörig anerkannt habe. Du mußt Dich

durch verſchiedene Annoncen bitten laſſen, doch nicht auf die Paar Pfiffe, die Chicanen gegen Dich hervorgerufen hätten, zu achten, ſondern noch einmal zu ſpielen u. ſ. w. Das Publicum wird am Ende meinen, Dir Unrecht angethan zu haben, und Dich bei einer weitern Gaſtrolle mit Händeklatſchen zu entſchädigen ſuchen.

In der Hoffnung, recht bald Erfreuliches von Dir zu erfahren, bin ich mit wahrer Freundſchaft

Deine

treueſte N. N. in N.

NS. Verbreite das Gerücht, daß ich mich in den Privatſtand zurückziehen wolle. Vielleicht erwirbt das mir einen Ruf zu Gaſtrollen in U. Es iſt zwar nicht im Geringſten wahr, daß ich privatiſiren werde, denn meine Stimme iſt noch ſo ſehr im Flor, als je, allein Du weißt ja, wie es Jedermann macht. Eine angekündigte „letzte" Darſtellung ſchließt eine „allerletzte" Vorſtellung nicht aus.

18.

Die Oberforſtmeiſterin von N. an ihre Mutter.

Gnädige Mama!

Mein Gemahl und ich, wir befinden uns zwar beide geſund und wohl, ich muß Ihnen aber ſagen, daß ich mit meinem hieſigen Aufenthalt ganz und gar nicht zufrieden bin. — Da ſich weder im hieſigen, elenden Landſtädtchen, noch über zwei Meilen im Umkreiſe die mindeſte Nobleſſe befindet, und ich mich mit den hieſigen Privat-Perſonen, als bürgerlichem Geſchmeiſe, nicht abgeben mag, ſo mögen Sie, gnädigſt Mama, leicht ermeſſen, was ich hier, da mein Gemahl ſich die meiſte Zeit in Berufs-Geſchäften von mir abweſend befindet, für traurige und einſame Tage hinbringe. Die Frauen und Töchter der hieſigen Beamten haben ſich zwar zu Anfang unſerns Hierſeyns recht zudringlich um die Gnade mei-

ner Connaissance beworben, nachdem ich ihnen aber bald genug zu verſtehen gegeben, daß ſie keine Parthieen für mich ſeien, ſo haben ſie ſich nun ſo ziemlich retirirt, und mir iſt es zehnmal lieber, in meinen Zimmern allein, als in ſolch inſüpportabler Geſellſchaft zu ſein. —

Die Oberamtmännin iſt eine ſtolze hochmüthige Fraze, die ihre goldene Uhr und ihr Amazonenkleid trägt, und für ihre Kinder eine Gouvernante hält. — Wo haben Sie das in Ihrem Leben gehört, gnädige Mama, daß für bürgerliche Kinder eine Franzöſin gehört? — Auſſerdem hab ich noch hinlängliche Urſachen, mich durch die hieſigen Roturiers ennuyren zu laßen. — So wie ich heute mit einer neuen Coëffure in der Kirche erſcheine, muß ich mir ſolche in acht Tagen von den Töchtern des Oberamtsrichters, deſſen Frau die Tochter eines ehrbaren Schuldheißen iſt, nachgeahmt ſehen. — Ja ſogar ſcheinen ihre Spitzen öfters noch koſtbarer, als die meinigen zu ſeyn. Quelle grossièreté, gnädige Mama!

Gegenwärtig heißt es, werde für den Oberamtmann ein neuer Charabanc für 800 Gulden in Straßburg gemacht, und der Wagen meines Manns, der doch wirklicher Kammerherr und Oberforſtmeiſter iſt, hat mehr nicht als 450 Gulden gekoſtet. — Sagen Sie, ob ſolche Impertinencen zum Ausſtehen ſind? —

Mein Mann hat sich durch längern Umgang mit der Bourgeoise an dergleichen Etourderien nach und nach so sehr gewöhnt, daß ihm solche lange nicht so sensible fallen, wie mir. Ich aber, da ich jederzeit das Glück gehabt habe, mit Personen meines Standes, sans oeuvre melée, in Conversation zu stehen, bin wegen dieser unangenehmen Situation doppelt zu beklagen.

Ich bin u. s. w.

19.

Hofrath B. an den Magiſter N.

Herr Magiſter!

Ich bin in ein Mädchen verliebt, das ſich durchaus in den Kopf geſetzt hat, ſein künftiger Mann müſſe ein ſchöner Geiſt und Dichter ſeyn. — Ich bin aber keines von beiden — und möchte doch das Mädchen mit ſeinen achtzehntauſend Gulden gerne zur Frau haben. — In dieſer Abſicht erſuche ich Sie, eine kleine Poeſie für mich zu verfertigen, die ich alsdann unter meinem Namen in den nächſten ſchwäbiſchen Muſenalmanach will einrücken laſſen. Das Sujet des Gedichts überlaſſe ich Ihrer eigenen Wahl; doch, wenn Sie es auf den Tod eines Kanarienvogels einrichten könnten, weil dem Mädchen kürzlich einer geſtorben iſt, hoffe ich mein Glück deſto gewiſſer bei ihr zu machen. Ich bezahle Ihnen

dafür die doppelte Taxe eines Gelegenheitsgedichts mit zwei Dukaten, doch unter der Bedingung, daß Sie so lange Stillschweigen beobachten, bis ich das Mädchen habe. — Ist sie einmal meine Frau, so will ich ihr die kleine List bei Gelegenheit selbst entdecken. — Ich bin u. s. w.

20.

Antwort des Magisters.

Wenn weiter nichts als ein Dichter dazu gehört, um Ihr Mädchen mit seinen achtzehntausend Gulden zur Frau zu bekommen, so hätte ich große Lust, ihr alle meine Gedichte, die ich schon verfertigt habe, vorzulesen, und sie, wenn sichs thun ließe, für mich selbst zu nehmen. — Doch, das wäre nicht ehrlich an Ihnen gehandelt, und überdieß möchte ein Weibchen mit dieser etwas sonderbaren Caprice nachgerade nicht Jedermanns Sache seyn. — Sie sollen also die verlangte Elegie auf den verstorbenen Kanarienvogel haben — und wir wollen hoffen, daß sie für Sie von guter Wirkung seyn werde. Sehen Sie aber zu, daß das Mädchen sich

nicht in Ihrer künftigen Ehe, um den Verlust zu erwiedern, hie und da auch etwas unter Ihrer Etiquette von Andern verfertigen läßt.

Ich bin, u. s. w.

21.

Die Hofräthin N. an den Lieutenant von N. *)

Mein liebster Phaon!

Es scheint, daß Sie Ihre zärtliche Sappho seitdem sie dem Gott der Ehe gehuldigt hat, grausamer Weise vergessen oder verlassen wollen? O mein theuerster Freund,

„Sag' wo dein fliehender Fuß ohne mich einsam jetzt irrt? —"

Klopstok.

Thun Sie das nicht! Wie ich mit meinem jetzigen Mann in Bekanntschaft gekommen, das wissen Sie —

„Er kam und klagte,
„Und sprach nicht viel,

*) Sechs Wochen nach der Hochzeit.

„Doch was er sagte,
„Verrieth Gefühl. —“

Overbeck.

Kurz, mein Freund, ich heirathete ihn, muß Ihnen aber gestehen, daß ich mich in den Ideen, die ich mir von diesem Manne gemacht, sehr getäuscht finde. O! seine Seele scheint nicht durch die geheiligten Bande der Sympathie mit der meinigen verbunden zu seyn! — Auch ist er nicht selbst Verfasser von jenem gefühlvollen Gedichte, das mir, wie Sie wissen, so viele Thränen der Wehmuth abgelockt, und allein den Sieg über mein Herz für ihn entschieden hat. —

Der Gefühllose hat mir mit lachendem Munde eröffnet, daß er es den Magister N. in der Absicht, mich ärmstes Mädchen zu täuschen, unter seinem Namen in den Almanach habe einrücken lassen. — Hätte er mir diese Entdeckung nicht selbst gemacht, so hätte ich ihn immer für den Verfasser des Gedichts gehalten, und wäre wenigstens in meinem Irrthum glücklich gewesen. —

„— Ein Wahn, der mich beglückt,
„Ist eine Wahrheit werth, die mich zu Boden
drückt.“

Joris.

Glauben Sie, der Mann schätzte den Werth meines

gefühlvollen, weichgeschaffenen Herzens — oder er erfreute sich darüber:

„Daß er ein Weibchen hätte
„Nicht blos zu Tisch und Bette?"

Philippine Gatterer.

Ich erstaune über mich selbst, wie ich meine Hand an den Unempfindsamen —

„Denn sein Aug' ist für die Seele blind,"

Amarant.

habe vergeben können — und weiß mich nicht anders, als mit jenen Worten des Dichters zu trösten:

„— Ist's stets in unserer Gewalt
„Zu lieben, wie und wen wir sollen? —
„Oft frägt der Liebesgott uns nur nicht, ob wir wollen. —"

Musarion.

Selbst an meiner Lieblingsbeschäftigung, der Dichtkunst, habe ich allen Geschmack verloren, und seitdem ich an mein unerträgliches Ehestandsjoch angespannt bin, noch nicht eine einzige Ode gedichtet, denn:

„Im hohen Flug empfinden,
„Daß uns Despoten binden,
„Dieß ist die härt'ste Sklaverei! —"

Pfeffel.

O — mein süßester Freund

„Ach du, der du mir bist,
„Was kein Sterblicher je Sterblichen war.“ —

Christian, Graf zu Stollberg.

wenn ich an jene selige Stunden zurückdenke, die wir ehemalen im Schoose der Freundschaft und der Musen mit einander hingebracht haben, so seufze ich oftmals:

„Komm, komm zurück, du beste meiner Zeit,
„Denn ach wie schnell — wie schnell bist du verschwunden
„Komm, komm zurück, mit Deiner Seligkeit
„Mit Einer nur der schönsten Lebensstunden!“ —

Gleim.

Und eine dieser unvergeßlichen Stunden, muß meinem kranken Herzchen, wenn es Ruhe finden soll, wieder mit Ihnen zu Theil werden. Wenn Sie noch, mein lieber Phaon — mein Freund — mein Petrarcha — mein — Abälard sind — und

„In bittrer Trennung labt der Gedanke mich,
„Daß Du mich liebest —“

Fr. Leop. Gr. zu Stollberg.

so kommen Sie bis übermorgen auf den Fittichen der Liebe auf die Redoute. — Indem sich da die Gesellschaft den Freuden des Tanzes überläßt, denn

„Wie ein Wirbel ergreift ſie alle die Wuth zum Tanzen.“

Oberon.

mein Mann aber ſeinen Platz am Spieltiſche einnimmt, denn der

„Miſcht immer ſeine Blätter, ſpielet
„Gedankenvoll und hoffend fühlet
„Er des Gewinnſtes Freuden ganz.“

Karſchin.

ſo ſchleichen wir aus dem Saal miteinander weg geben unter dem Schutz unſrer Masken und der Dunkelheit

(„Mit Dir iſt mir die finſtre Wüſte ſchön
„Und ohne Dich die Welt ein Grab“)

Kleiſt.

in Ihre Wohnung,

„Der Gott der Liebe ſchließt uns ein,
„Sonſt komme Niemand — er allein
„Soll Pförtner — Zeug' und Hüter ſeyn —“

Hagedorn.

fühlen da das Glück, zu lieben und geliebt zu werden, —

„Dort treiben wirs wie froh und frei,
„Uns feſſelt kein verwünſchter Dritter“

Bürger.

und ſind wir eine Stunde beiſammen geweſen, ſo begeben wir uns wieder in den Tanz-Saal zurück,

„Die Liebes Götter ſeh'n es an
„Und klatſchen jauchzend in die Hände! —"

Hagedorn.

Und auf dieſe Art wollen wir uns, ohne daß mich weder meine Tante, noch meine Schwiegermutter,

„Dieſe alte Drachen,
„Die mich armes junges Blut
„Grauſamlich bewachen,"

Jacobi.

beobachten ſollen, dieſen Winter noch manche ſüße Stunde verſchaffen. — Ja Freund!

„Geneuß' mit mir Dein Leben;
„Die Götter können mir und Dir
„Kein größer Glücke geben —"

Weiße.

und die Worte des Dichters bleiben wohl ewige Wahrheit:

„— Die Kunſt ſich zu erfreu'n,
„Iſt für den Sterblichen die Kunſt beglückt zu ſeyn."

Bürger.

Alſo:

„Morgen werden wir uns ſehen,

Uanigen.

Verlaſſen Sie Sich darauf, daß ich gewiß komme,

„Denn Wort zu halten
„Soll Jung und Alten
„Gar lieblich ſtehn.“ —

Cocking.

O! mein ſüßer Phaon, wie freue ich mich auf Ihre Umarmung.“

„Sollſt fühlen, wie mein Blut in allen Herzens!
Röhren
„Beim Feuer Deiner Küſſe kocht.“

Rantgen.

Nicht nur unſere Lippen — ſondern unſere Seelen ſelbſt ſollen ſich küſſen,

„Und ſolch' ein Kuß — das iſt ein Kuß!“

Leſſing.

Ich bin ewig — ewig

Ihre

treueſte

Sapphe.

N. N.

Für die kalte Küche werde ich auf Morgen Abend beſorgt ſeyn;

„Denn laßt die Seladons, so lang sie wollen,
sagen:
„Wer liebt sei lauter Herz, man hat auch ei-
nen Magen.“

Wieland.

22.

Schreiben eines banquerotten Schriftſteller U. in U., an einen banquerotten Verlagsbuchhändler U. in U.

Mein Herr!

Ich weiß recht wohl, daß Ihnen meine Werke bisher noch nichts eingetragen haben, nicht einmal Ehre, was doch der geringſte Artikel für Jeden iſt, der nach einem Kaufmann riecht. Es iſt zwar möglich, daß Sie auch ohne mich Banquerott gemacht hätten, da Sie von Anfang an ſehr viele Anlage zum Unwerfen gehabt haben, beſonders auch, weil Sie mit Nichts anfingen und jetzt gerade ſo viel haben als früher, die vielen, nicht verkauften Romane abgerechnet, welche auf Ihrem Lager aufgehäuft liegen, und die eigentlich weniger als nichts ſind, obgleich die Helden darin mit Millionen ſpielen, wie Kinder mit Haſelnüſſen. Mit Romanen alſo wäre es aus;

Räuberromane abgerechnet, ein Artikel, über den ich Ihnen ſpäter einmal Vorſchläge machen werde. Mit Gedichten iſt auch Nichts zu machen, wie ich beweiſen kann, da alle meine Gedichte noch kein Furore machten. Geſchichtswerke wollen in unſrer Zeit ebenfalls nicht gehen. Sie wiſſen wohl, warum. Wir haben ja eigentlich gar keine Geſchichte, aber Geſchichten genug, nehmlich Stadtklatſchereien. Eine Geſchichte der Klatſchereien wäre nicht übel, aber um eine ſolche zu ſchreiben, muß man ſelbſt eine Klatſche geweſen und nun über die Klatſchereien erhoben ſeyn; ein Ziel, zu dem ich noch nicht gelangt bin, da ich in einer Stadt lebe, die zu groß iſt, um kleinſtädtiſch-friedlich zuſammenzuleben, und zu klein, um großſtädtiſch-vornehm ſich um die Leute Nichts zu bekümmern. Ich könnte Ihnen noch vielerlei aufzählen, mit was nichts zu machen iſt; allein mit dem ewigen Verneinen hat man das Ja noch nicht gefunden, wie denn mein Nachbar ſchon zehnmal von Frauenzimmern, die er heirathen wollte, ein Nein zur Antwort, aber dadurch keine Frau bekam, wodurch der alte Satz „duplex negatio affirmat“ zu Nichte gemacht wird. Doch zur Sache.

Sie kennen den Magnetismus, oder, wenn dieſen nicht, doch die magnetiſchen Schriften, d. h. die

Schriften über den Magnetismus, die magnetisch anzogen, d. h. gekauft wurden. Sie kennen ferner die Nachtliteratur, die für manchen Verleger zur Tagsliteratur wurde. Sie kennen den Somnambulismus, der auf die Leute wie ein Schlagschatten wirkte und dessen Absatz kein Traum war und auch für die Zukunft keiner seyn wird. Sie kennen dieß Alles, und haben noch nicht daran gedacht, magnetisch-somnambülisch-nachtliteraturmässig auf die Leute zu wirken? Mein Herr, das hätte ich von Ihnen nicht erwartet, da Sie bisher so viel schon träumten, absonderlich von guten Verlagswerken! Nun gut, haben Sie noch nicht hievon geträumt, so that ich es, und diesmal sollen die Träume uns etwas einbringen. Aber ich will mich deutlicher erklären; verstehen Sie mich jedoch hie und da nicht, so bedenken Sie wohl, ich stehe jetzt auf dem Standpunct eines Nachtliteraten.

Das Hereinragen einer Geisterwelt in unsere alltägliche Welt ist unläugbar. Die verschiedenen Seherinnen in Deutschland, Frankreich und den angrenzenden Ländern haben dieß klar an den Tag gelegt, denn sie sagten es, und damit hellah! Warum eigentlich die Geister sich mit uns dummen Menschen zu schaffen machen, das kann ich nicht begreifen. Warum sie nicht genug daran haben,

mit sich selbst zu verkehren, sondern die materiellen Menschenkinder, absonderlich sinnliche Frauenzimmer, die nicht wissen, wie sie unbeschadet ihrer Ehre ihre Sinnlichkeit loswerden können, heimsuchen, ist mir ebenfalls gänzlich unbekannt; allein es ist einmal so, die Seherinnen haben es gesagt, und folglich giebts Geister. Natürlich dürfen die Menschen über die Höflichkeiten und Aufmerksamkeiten der Geister nicht grob und gleichgültig hinweggehen. Ein Jeder hofft auch einmal ein seliger Geist zu werden, was ich ihm aus purer Großmuth je eher je lieber wünsche, nur mit dem Bedingen, mich aus der Compagnie zu lassen. Ich selbst nehmlich will, wenn es auf mich ankömmt, kein seliger Geist werden, schon weil meine Frau Einer geworden ist. Natürlich finde ich es aber, daß Leute, die bestimmt sind, einst als Geister in der Welt herumzureisen, sich bemühen, von dem Geisterleben so viel als möglich zu erfahren. Jeder will wissen, wie er sich selbst als Geist benehmen wird, eine Neugierde, die um so verzeihlicher ist, da er sonst im Leben meist keine Conduite hatte. Ich glaube daher, daß eine „allgemeine Geisterlehre" ungeheures Glück machen würde, absonderlich wenn sie mit Beispielen belegt wäre. Beispiele wirken immer mehr, als abstracte Sätze, wie dies aus den Beispielen des Gu-

ten klar ersichtlich ist, da sie eine fünffache Auflage erlebten, während von der Schmidschen Moral noch die erste Auflage zu neun Zehntheilen auf dem Lager liegt. Notabene, Sie dürfen sich durch die demnächst erscheinende zweite Auflage nicht täuschen lassen. Es ist blos eine Titelveränderung, die aber nicht viel nützen wird. Wir können ja dieses alte Kunststückchen, das auch von Ihnen, wie von andern ehrlichen Verlegern, die jedoch deswegen nicht nothwendig auch banquerott seyn müssen, wie Sie, oft genug angewendet worden ist.

Also eine allgemeine Geisterlehre!

Erschrecken Sie nur nicht; die Sache wird gar nicht trocken: denn ich sitze bekanntlich auf keinem Katheder. Da war ich gestern in einem Wirthshause und ein Mann saß neben mir, ein ehrlicher Spießbürger, der gerade so viel Verstand hatte, als seine Cameraden, aber natürlich glaubte, viel mehr zu haben, als die ganze Sippschaft zusammen, was zwar auch nicht viel ausgemacht hätte, dem Quantum nach, denn von Qualität ist hier gar nicht die Rede. Zufälligerweise war vom Sterben die Rede; ein Ereigniß, von dem die Spießbürger sehr oft sprechen, gerade weil sie nichts weniger gerne thun, als sterben. Natürlich! denn sie sind gewohnt, alles was sie thun, täglich zu thun, d. h. ewig zu wie-

derholen, und können daher einer Sache keinen Geschmack abgewinnen, die nur Einmal geschehen kann, ein Punkt, in dem ich manchmal auch ganz spießbürgerlich denke, wenn es sich nemlich von meinem eigenen Tode handelt. Als nun genug vom Sterben und der unmittelbar darauf folgenden Ewigkeit gesprochen worden war, da neigte der Nachbar seinen Mund meinem Ohr zu und sprach: „Da sehen Sie, wie diese Menschen so dumm denken! Die Leute haben alle keine Aufklärung. Sie machen, wenn Einer gesterben ist, die Fenster auf, damit die Seele bequem sich fortmachen kann und dann meinen sie, dieselbe sei in einem Augenblick bei Gott. Im Augenblick! Ja, der Weg ist weit, und wohl viele Jahre braucht der Geist, bis er auch beim schnellsten Fluge aus der Welt hinaus ist.“ So sprach mein Nachbar und ich sah ihn an und er sah aus, wie ein ganz gewöhnlicher Mensch, und keineswegs wie ein Narr, oder Besoffener, oder Humorist. Und ich fragte ihn eben so leise und sehr ernst, wohin denn die Seele fliege und er antwortete: „an ihren Bestimmungsort.“ Nun wußte ichs; und da ich nichts darauf erwiederte und ganz ernsthaft fortrauchte, nebenbei gesagt, das bequemste Mittel, um alle Mundwinkelverziehungen zu verdecken, so meinte er, ich sei derselben Meinung,

und ward dadurch nur in der seinigen um so mehr bestärkt, was mir übrigens so ziemlich einerlei ist. — Was lernen wir nun aus dieser Geschichte? daß die Seele nach der Ansicht der gescheudtesten Philister etwelche Jahre unterwegs ist, ehe sie in den Himmel kommt. Bedenken Sie nun, eine Schrift über diesen Seelenflug! Eine Art Reisehandbuch! Zwar werden wir die Wirthshäuser und Abstandsquartiere unterwegs nicht genau beschreiben können, denn mein Nachbar meinte auf meine Anfrage, die Seelen brauchten nicht einzukehren, denn sie hätten keinen Hunger und Durst, was ich aber bezweifelte, schon des Ausdrucks wegen: „eine durstige Seele!" Dieses sey jedoch, wie ihm wolle, irgendwo müssen die Seelen seyn, während dem sie zwischen Erde und Himmel schweben. Vielleicht kehren sie auf diesem oder jenem Sterne ein, besuchen Bekannte oder geben wenigstens ihre Charte ab, wenn die Bekannten nicht zu Hause sind, und machen sich dann mit neuen Kräften wieder auf den Weg. Möglich ist auch, daß hie und da einer der Flügel, die natürlich, da sie erst nach dem Tode in aller Schnelligkeit anwachsen, noch nicht immer ganz ausgebildet sind, einer Reparatur nöthig hat, oder gar noch nicht ausgewachsen ist. In diesem Fall ist dann ein längerer oder kürzerer Aufenthalt un-

umgänglich nothwendig. Auch könnte der Fall eintreten, daß sich eine Seele unterwegs verlieben würde, da ja bekanntlich die wahre Liebe geistiger Natur seyn soll und nur durch solche geistige Liebe der sogenannte Weltschmerz erfunden worden ist. Kurz es ist über allen Zweifel erhaben, daß die Seelen eine längere Zeit brauchen, ehe Sie in den Himmel kommen; und diese Zeit beschreiben wir, d. h. ich werde sie beschreiben und sie verlegen die Beschreibung. Bedenken Sie, wie romantisch es ist, wenn man sich etwelche Millionen Seelen denkt, die alle dem Himmel zufliegen! Die Luft muß mit Seelen ganz bevölkert seyn, ja vielleicht besteht sie aus lauter Seelen. Hieraus ließe sich eine Menge von Luftveränderungen erklären, z. B. eine dicke Luft, wenn einige Rentiers sterben, eine schwüle Luft, wenn ein Dutzend beeidigter Richter abfährt, eine magere Luft, wenn etwelche Dichter das Zeitliche gesegnen, ein Gewitter, wenn ein Napoleon stirbt und ein Seufzen, wenn ein Paar verliebte Seelen aushauchen. Aus diesem Wenigen sehen Sie, wie wichtig mein Werk auch in physikalischer Beziehung werden muß.

Vor Zeiten glaubte man, und glaubt es noch, daß die Seelen der Abgestorbenen zum Theil an gewisse Orte auf der Erde hingebannt seyen, bis sie

entweder von der Zeit oder von Menſchen erlöst werden. Dieſen Glauben bin ich weit entfernt, umzuſtoßen, allein ich werde dieſe Seelen oder Geiſter blos als Ausnahmen ſtatuiren. Ich werde beweiſen, wie eine Seele beſchaffen ſeyn muß, wenn ſie nicht alſobald den großen Seelenflug beginnen darf. Ich werde Unterſuchungen anſtellen über hartherzige Amtleute, über gotteslästerliche Mönche, über raublustige Ritter und dergl., und werde a priori finden, daß die Seelen ſolcher Menſchen, wie auch aller Geitzigen und Wucherer, aller grauſamen Krieger und Mörder, aller Advocaten und ſonſtiger Spitzbuben, eine gewiſſe Anlage zum „Gebannt werden" haben, die nicht überwunden werden kann. Solche Seelen zeichnen ſich von den Andern, die den Himmel gleich nach dem Tode aufſuchen, wahrſcheinlich dadurch aus, daß ſie keine Flügel haben und kurzweg Geiſter genannt werden. Doch hierüber ſpäter. Ich gebe nun zwar zu, daß dieſer Zweig der allgemeinen Geiſterlehre der cultivirteſte iſt; allein er iſt doch noch nicht förmlich ausgebeutet. Ich habe mich deßhalb bereits an verſchiedene Spinnſtuben und ſonſtige gelehrte Vereine gewandt, um nähere Notizen zu bekommen. Gewiß laſſen ſich noch viele Geiſtergeſchichten auftreiben, die bis jetzt ganz unerhört ſind; denn zum Glück für uns

giebts kein Dorf in Deutschland, in dem nicht eine Masse von Geistern spuckte. In Schwaben hat jeder Felsen, jede Ruine, jede Grotte, jeder Acker fast seinen eigenen umgebenden Geist. Diese alle werden von mir beschrieben, ihre Geschichte kurz wiedergegeben und Tag und Stunde notirt, wenn man den Geist sehen kann. Hiedurch hoffe ich mir auch von den Wirthen noch ein Erkleckliches zu verdienen, denn das Reisen wird durch solche Spuckereien ausserordentlich vermehrt werden. Hie und da werde ich auch einem armen Schlucker, dessen Haus unbesucht ist, durch einen solchen Geist ganz umsonst auf die Strümpfe helfen, denn ich darf blos drucken lassen, daß bei ihm um Mitternacht dieser oder jener Geist zu sehen sei, so wird sein Haus wahrhaft blequirt werden.

Daß ich von Träumen und dergl. viel reden werde, können Sie sich denken. Ich selbst habe nicht viele Träume, wenigstens sind sie mir Morgens meist schon wieder ausgefallen, wie meine meisten guten Einfälle, allein ich habe eine Nachbarin, die ausserordentlich Vieles und Merkwürdiges träumt. Dieser werde ich alle Tage ¼ Pfd. Caffee bezahlen, damit ihr Caffee besser und ihre Nerven schwächer werden, dann bekomme ich jeden Morgen für einen Druckbogen voll Träume. Auch von

ſonſt her, hoffe ich, mangelt es nicht an Beiträgen, und ich werde nicht ermangeln, die Träume zu notiren und zu qualificiren, je nachdem ſie ſchon in Erfüllung gegangen ſind oder erſt gehen werden. Beide Arten ſind mir gleich lieb, die letztern aber faſt noch mehr, als die erſtern, denn man iſt begieriger auf die Zukunft als auf die Vergangenheit, und was die Zeit der Erfüllung betrifft, ſo will ich dieſe ſchon weit genug hinausſetzen, um alle Zweifel an einem Eintreffen zu unterdrücken.

Was nun den Oberſten der böſen Geiſter betrifft, ſo iſt derſelbe ſchon zu lange faſt ganz in Vergeſſenheit gerathen. Man hat ſich ſogar erfrecht, denſelben in Worten und Büchern förmlich zu verſpotten und es iſt ſo weit gekommen, daß auch der gemeinſte Mann nicht mehr an ſein Daſeyn glaubt. Doch nein, ſo weit iſt es noch nicht! Wir haben ja noch Hebammen und Kindsmägde; dieſe laſſen den Teufel nicht ſterben. Ueberhaupt iſt unſere Zeit, in der vom Hereinragen der Geiſterwelt in die Menſchenwelt ſo viel die Rede iſt, ganz geeignet, um auch die älteſten Brühen wieder warm zu kochen. Man muß die gebildete Welt anpacken und geradezu an ihrer Bildung anpacken. Warten Sie nur! Ich will es ſchon ſo weit bringen, daß es zum Ventes gehört, an den Satan

zu glauben. Die Pfarrer und ſonſtige Lehrer, welche die Aufklärung befördern ſollen, werden mir ſchon hiezu helfen! Ueberhaupt kommt es nur darauf an, wie man eine Sache betrachtet. Da habe ich ein paar Geſchichten in Petto, welche zwar von Satyrikern anders benützt werden könnten, die aber der Sache nach betrachtet die Exiſtenz des Satans und ſein Einwirken auf die Menſchen ganz klar darthun. Zum Beiſpiel. Der Pfarrer Nullus war ein Mann von großer Frömmigkeit und auſſerordentlicher Satanswidrigkeit. Natürlich hatten die Engelein hieran ein großes Gefallen, der Satan aber ein großes Mißfallen. Was geſchieht? Der Pfarrer ſtudirt einmal noch ſpät Nachts an ſeiner Predigt auf den andern Tag, was, beiläufig geſagt, keine allgemeine Eigenſchaft der Pfarrer ſeyn ſoll. Siehe, da zieht Jemand an der Glocke. „Wer iſt noch ſo ſpät in finſterer Nacht vor meiner Thür?“ denkt der Pfarrer, und ſieht zum Fenſter hinaus. Niemand iſt da. Nullus ſetzt ſich alſo wieder und ſtudiert weiter. Abermals läutets, und grimmiger als zuvor. Der Pfarrer ſieht noch einmal zum Fenſter hinaus, und ſieht zum zweiten Male Nichts. Er ſetzt ſich von Neuem zum Studium, denn er iſt ſehr hartnäckig mit dem Studieren, wahrſcheinlich weils ihm nicht leicht eingeht. Aber

zum dritten Male läutets und immer heftiger und heftiger, und obwohl der Pfarrer hinaussieht und Nichts sieht, weils stockfinster ist, so läutets doch fort. „Das geht nicht mit rechten Dingen zu," sagt jetzt der Pfarrer, zieht den Kirchenrock an, nimmt sein Kirchenbuch, worin die Bannungsformel enthalten ist, in die eine Hand, das Licht in die andere, das Herz in beide und geht die Treppe hinab. Er öffnet die Thür; was sieht er? Einen Kater, der an den Glockenzug festgebunden ist. Wer konnte das anders gethan haben, als der Satan? Der Pfarrer bindet den Kater los und der Kater springt davon. Das war ein Fehler. Ich hätte ihn behalten. Denn wer soll denn der Kater gewesen seyn? Offenbar der Teufel selbst, oder ein Organ desselben. Der hätte mir Rede stehen müssen, oder ich hätte ihn zum Teufel geschickt. Die Haushäterin des Pfarrers meinte zwar, es sei des Nachbars Katze gewesen, die irgend ein muthwilliger Kamerad an den Glockenstrang gebunden habe, aber man weiß schon längst, daß, wo der Mensch nicht glauben will, es an natürlichen Auslegungen nicht fehlt.

Dergleichen Geschichten habe ich noch viele vorräthig, und da ich einmal daran bin, so will ich Ihnen eine nicht vorenthalten, die großes Aufsehen

erregen dürfte. Denken Sie sich, es ist die Erscheinung des Leibhaftigen selbst in der Brüderversammlung zu N. N. Es war ein furchtbarer Auftritt. Da saßen im großen Betsaale die Brüder und Schwestern, versteht sich in Christo, versammelt und wartend auf den Ruf von oben zum Gebet und zur Rede in feierlicher Stille. Der Ruf wollte nicht kommen, vielleicht weil er schon anderweitig versagt war; aber auf einmal dringt gellendes Gelächter aus der Tiefe hervor. Gelächter überall unter Tischen und Bänken, sogar unter dem Schreibpult, auf der die Bibel lag. Ha, das Gelächter, das also dem Boden entstieg, war nicht zum Lachen! Schaudernd drückte sich Bruder an Bruder und Schwester an Schwester und manchmal auch umgekehrt. Bleich waren die Gesichter und erstorben die Züge. Kaum erhob hie und da Einer den Kopf, um zu sehen, wen unter den Geweihten des Herrn der Erzfeind ergreifen und verschlingen oder durch die Lüfte entführen würde. Der Teufel aber lachte und lachte immer fort, so höhnisch, und noch höhnischer, als es Göthe, der deßwegen wahrscheinlich den Teufel auch persönlich gekannt haben muß, in seinem Faust beschrieben hat. Persönlich schien der Teufel aber nicht angreifen zu wollen; er verlangte nur die Kleinigkeit, die frommen Brü-

der und Schwestern sollten niederknieen und ihn anbeten. Allmächtiger Himmel! Sie sollten den Teufel anbeten! Das kann kein Kind Gottes, wenigstens nicht öffentlich. Darum blieben sie auch standhaft und begnügten sich zu heulen und zu jammern und flüchteten von einer Ecke in die andere, aber das Gehöhn und Gespötte und Gelächter folgte ihnen überall hin nach. Und siehe! urplötzlich that der Teufel den Mund auf und fragte den anwesenden Pfarrgehülfen, welcher der Frömmsten Einer war, ob er nicht mit ihm wolle, hinab ins unterste Unterst. „Das Mädchen, das er einstens so sehr geliebt, und die — man wisse nicht warum, eines urplötzlichen Todes verblichen, warte seiner.“ Also sprach der Teufel, und wie hätte er hinter diese Geschichte, die vor Jedermann verborgen war, kommen können, ohne daß er der Oberste der Beelzebubs gewesen wäre? Er war es und der Pfarrgehülfe hat's bestätigt, denn er behauptet, denselben gesehen zu haben, mit seinen geistigen Augen, schwarz wie die Nacht, voll feuriger Ottern, mächtige Hörner am spitzen Gesicht, Hufe statt der Füße, Schlangen seine Blicke und Qualm sein Athem. Es war der Oberste der Teufel, der Satan in eigener höchster Person. — Bedenken Sie nun, wie lange es schon her ist, daß der Teufel keinen Menschen mehr eines

persönlichen Besuchs gewürdigt hat, bedenken Sie, daß diese Ehre nicht einmal dem berühmten Justinus Kerner und dem nicht minder strebsamen Geiste Eschenmeier, der einmal Professor der Philosophie war, und als solcher nach einem Geschichtsabrisse schon Anno 1818 verstorben ist, eigentlich aber noch lebt, widerfahren ist; wie groß muß nicht das Aufsehen seyn, wenn ich solche Raritäten dem Publikum offenbare? Der Endzweck meiner allgemeinen Geisterlehre ist, die Menschheit durch Schatten und Dunkel zum ewigen Licht zu führen. Nachtliteratur wird man meine Wissenschaft nennen, allein ich kläre die Menschen nur auf und wenn mir Einer kommt, mit der lächerlichen Aussage, in jener Brüderversammlung sei auch der Bauchredner N. zugegen gewesen, so weiß ich schon, daß mich dieser Mensch nur ärgern will, und ärgere mich nicht, sondern antworte gar nichts. Bei der nächsten Teufelerscheinung übrigens werde ich nicht so oberflächlich verfahren, sondern ein Protokoll in loco aufnehmen, und den Teufel ersuchen, zur gehörigen Beglaubigung die Geschichte mit zu unterschreiben, was er schon seiner eigenen Existenz halber nicht abschlagen kann.

Doch mein Brief ist schon sehr lang, und die Hauptsache wurde von mir noch gar nicht berührt.

Bis jetzt iſt nehmlich noch kein Menſch auf den Gedanken gekommen, den Seelen der Thiere nachzuforſchen. Da liegt den Menſchen oft ſo gar viel an einem Roſſe oder Windſpiele oder einer Katze oder ſonſt einem Vieh, und wenn es crepirt iſt, ſo geht ihnen wohl der Verluſt zu Herzen, weil's ein Verluſt iſt, deſſen Erſatz Geld koſtet, aber um die Seele des dahingeſchiedenen bekümmern ſie ſich nichts! Als ob die Viecher nicht auch Seelen hätten! Ja und ganz proportionirte und ihrem Character angemeſſene! Ich werde, in meiner allgemeinen Seelenlehre, den Seelen der Thiere eine beſondere Aufmerkſamkeit ſchenken und hauptſächlich auf die Verwandtſchaft dieſer Seelenlehre mit der menſchlichen Rückſicht nehmen. Sie zweifeln vielleicht an der Exiſtenz ſolcher Seelen? Aber leſen Sie nur die alten Geſpenſtergeſchichten. Da werden Sie oft und viel von feurigen Roſſen, von ſchwarzen Pudeln und dergl. Dingen gehört haben. Schon hiedurch wäre Alles erwieſen; allein ich habe eine köſtliche Sammlung von neuen Geſchichten, lauter Erſcheinungen erſtorbener Viecher, die theils andern Viechern, theils aber auch Menſchen zu Theil geworden ſind. Ich habe Fälle von Katzen, die gerade zur Zeit ihres Todes ihren Herrinnen erſchienen ſind, ähnliche Beiſpiele von Hunden, von Pferden,

u. ſ. w., ja ſogar von einer weißen Maus und einem Kameele. Das Hereinragen einer Thiergeiſterwelt in die unſrige iſt unläugbar. Bedenken Sie nun den Einfluß einer ſolchen Lehre! Werden wir nicht genöthigt ſeyn, die Thiere gewiſſermaßen als unſere Geſchwiſter anzuerkennen? Werden wir nicht einſehen, daß ein Thier, eben ſo unſterblich als wir, einer eben ſo menſchlichen Behandlung würdig iſt? Die Frauen, welche ſtatt ihrer Männer ihre Katzen ſtreicheln, werden wir nicht mehr verachten; die Männer, welche ihre Pferde beſſer halten, als ihre Weiber, werden wir loben; die Väter, die auf eine Koppel Hunde mehr Acht haben, als auf ihre Kinder, werden wir lieben lernen. Von Thierquälerei iſt künftig keine Rede mehr. Wie möchte Einer auch nur einen Froſch mißhandeln wollen, wenn er zum Voraus weiß, die mißhandelte Froſchſeele wird vor ihrem Eingang in ihren Himmel Dich aufſuchen und Dir zur Warnung allnächtlich vor das Bett treten und ihre Mißliebe an Deiner Gottloſigkeit durch einen langen Quackſeufzer zu erkennen geben? Ich bin feſt überzeugt, ein Hauderer, der ſchon hundert Pferde zu Tode geſchunden hat, wird auf einmal der größte Pferdsfreund und Pferdsſchoner, wenn nur Einmal des Nachts einer der gemordeten Grauſchimmel in ſein Zimmer ga-

loppirt, an seinem Bette vorbei, daß ihm der Angstschweis austritt! Dafür aber, daß solche Erscheinungen vorkommen, so bald mein Buch über die allgemeine Geisterlehre heraus, und unter dem Volk verbreitet und von Vielen gelesen ist, dafür will ich garantiren. Die Erscheinungen werden sich sogar in eben dem Maße mehren, als ich mehr Beispiele anführe. Uebrigens habe ich jetzt schon an die vier Dutzend, die alle gleich wahr sind.

Für heute genug. Sollte Ihnen hie und da Einiges unklar seyn, so bedenken Sie, daß darin unser Hauptvortheil liegt. Unser Buch gehört ja der Nachtliteratur an. Ich hoffe bald von Ihnen Antwort zu bekommen. In jedem Fall wird dieses Buch Ihnen so viel Ehre bringen, als irgend eines Ihres bisherigen Verlags, wenn es Ihnen überhaupt um Etwas Anderes als um Geld zu thun ist.

Ihr

ergebener N. in N.

(Die Antwort des Verlegers folgt vielleicht in einem spätern Bande. Bis jetzt wurde sie nicht aufgefunden.)

13.

Briefe zweier lediger Jungfrauen in A. an ihre gemeinschaftliche Freundin in A.

Erster Brief.

Liebste Freundin!

Endlich bin ich die glücklichste Person von der Welt. Meine Eltern haben eingewilligt, daß ich den Buchhalter heirathe, und Du solltest nun sehen, wie unaussprechlich selig wir zwei sind, nehmlich mein Gustav und ich.

Es hat recht viel Kampf gekostet, bis wir so weit waren! Du weißt ja, wie meine Eltern denken. Mein Vater meinte immer, aus Gustav könne ohnmöglich etwas werden, weil er stets an Sterne und Mondschein denke, statt an Zahlen und Rech-

nungen. Die Mutter sagte, Gustav habe kein Vermögen und ein gar geringes Einkommen, und da ich selbst auch kein Vermögen besäße, so könnte aus der Heirath nichts werden. Allein ich flehte Tag und Nacht, Gustav flehte mit mir, und so sind unsere Wünsche erhört worden.

Ist es nicht recht dumm, Einen nicht heirathen lassen zu wollen, weil es an Geld fehle? Was braucht man denn viel? Sollte ich auch von Morgens bis Abends arbeiten müssen, was thut man nicht der Liebe zu Gefallen! Zu essen werden wir immer etwas haben und was braucht man mehr? Wenn ich Abends mit Gustav spazieren gehe und so recht zärtlich an seinem Arme hänge, da vergesse ich die ganze Welt, und glaube mir nur, ich tauschte da nicht mit der vornehmen Frau Regierungsräthin, die alle Tage spazieren fährt und seidene Kleider anhat und Straußenfedern auf dem Hut und der ein Kapaun des Abends zu schlecht ist. Aber das kommt daher, wenn man nicht recht verliebt ist. — Gustav ist auch ganz selig und denkt an kein Wirthshaus mehr. Wir wollen ein wahres Engelleben führen. Unsere Wohnung ist auch schon gemiethet, da wir gestern zum ersten Mal aufgeboten wurden. Zwei kleine Stübchen, in denen Du

kaum allein Platz hättest; aber wahre Liebe ist genügsam und wir werden uns schon an einander schmiegen. Ach ich fühle es, ich werde Gustav ewig, ewig lieben und ohne ihn wäre ich ewig unglücklich.

In drei Wochen ist Hochzeit. Es wird dabei ganz still hergehen. Wir müssen jetzt schon sparen. Von einer Hochzeitreise ist auch nicht die Rede, da das zu viel Zeit und Geld kosten würde. Aber wenn Du zusehen könntest, so würdest Du sehen, daß trotz der Unscheinbarkeit und Unansehnlichkeit das glücklichste Ehepaar von der Welt getraut worden ist.

Ich küsse Dich in Gedanken zehntausend Mal

Deine

ewig glückliche Freundin

N. N. in N.

NS. Denke Dir nur, die Caroline hat ihren Aktuar sitzen lassen und heirathet den alten, pensionirten Hofrath. Was die nur denken mag! Es ist recht schlecht von ihr. Mein Gustav sagt das auch. Ich mag gar nicht darüber sprechen; aber es wird ihr gewiß vergolten werden. Der Hofrath könnte ihr Großvater seyn und ist so häßlich, wie die Nacht.

Aber freilich er hat Geld, und Caroline hatte von jeher ein gemeines, verweltlichtes Herz. Wenn nur der Aktuar ſich kein Leids anthut! Es iſt eine gar gute Seele und war ſeit drey Jahren ſo viel wie verſprochen mit der Caroline.

24.

Zweiter Brief.

Meine theuerſte Emma!

Du wirſt Dich unſtreitig wundern, wenn ich Dir ſage, daß ich mit dem Hofrath N. verſprochen und demnächſt auch verehligt bin. Jedermann, und vielleicht auch Du glaubteſt, ich werde den Actuar heirathen, mit dem ich allerdings eine lange Bekanntſchaft hatte; allein man muß nur Alles aus dem rechten Geſichtspunkt betrachten. Es iſt ganz wahr, daß der Actuar mir ziemlich wohl gefiel. Der gute Junge glaubte auch, ich ſei ſterblich in ihn verliebt, und wenn er von unſerer künftigen Verbindung als einer unumſtößlichen Wahrheit ſprach, ſo ließ ich ihn gerne gewähren. Vielleicht wäre es auch dazu gekommen, wenn ſich nicht ein Anderer gemeldet hätte. Du weißt, wie man bei uns alte

Jungfern ansieht; man hält sie für so wenig werth, wie einen abgedankten Reitgaul; wenn sie arm sind, so werden sie von einem Familienglied zum andern geschickt und gleichsam um der Gotteswillen gäht, wie weiland die Proviſoren; wenn sie reich sind, so läßt man sie gewähren, aber man duldet sie blos der Erbschaft wegen, und wünscht sie je eher je lieber unter dem Erdboden zu sehen. Ich hatte daher von jeher vor Nichts so großen Abscheu, als vor dem Altjungfernstande, und das ist auch mein einziger Grund, warum ich die Bekanntschaft mit dem Actuar anfing. Man muß doch einen Rückhalt haben; man muß gewiß wissen, daß man nicht sitzen bleibt. Wer jedoch mich nur ein wenig kannte, der wird eingesehen haben, daß der Actuar mir nicht genügen konnte. Ich spreche nicht von seinen persönlichen Eigenschaften, denn er ist ein schöner Mann und auch nicht gerade dumm. Ich spreche auch nicht von seiner plebejischen Eifersucht, die mich allerdings oft genierte und späterhin noch mehr geniert haben würde; allein sein Stand —! Ein ordentliches Frauenzimmer hat auf Nichts mehr zu sehen, als auf den Stand und den Rang. Ich muß lachen, wenn ich daran denke, daß man mich einmal Frau Actuarin hätte heissen können! Da klingt doch Frau Hofräthin besser. Ueberdieß ist

der Hofrath reich, hat eine schöne Pension und, was die Hauptsache ist, er hat mir versprochen Equipage zu halten. Denke Dir nur den Neid aller Frauen in unserem Städtchen, von der Oberrichterin herab bis zur Apothekerin! Sie werden vor Aerger bersten, und die dummen Mädchen, die auf mich neidisch seyn werden, mögen meinetwegen alle an der Gelbsucht sterben. Freilich ist der Hofrath alt und etwas abgelebt, allein was thut das? Zu lange wird er vielleicht nicht mehr leben, und — ich bin dann doch Frau Hofräthin, und mache hin wie vor das erste Haus in der Stadt. Der Actuar wird mich verläumden und in aller Leute Mäuler herumbringen, allein zum Glück habe ich erst vor ein paar Tagen eine Eifersuchtsscene herbeizuführen gewußt, worauf er mir alle meine Briefe und Präsente zurücksandte. So kann er mich nicht compromittiren. Zur Noth weiß es mein Mann durch seine Verbindungen auch dahin zu bringen, daß er versetzt wird, und entsteht dann auch darüber ein Gerede, so verschwindet das bald wieder, wie es ja immer bei allen Geschwätzern geht. Er dauert mich allerdings, der verliebte Narr, allein er hätte gescheudter seyn sollen. Nicht wahr, jetzt lobst du deine Freundin? Jetzt sprichst Du ihr Lebensklugheit nicht mehr ab? Ich verbleibe wie immer deine getreue

N. N., zukünftige Hofräthin N. zu N.

NS. Denke Dir nur, das Nichele heirathet den Buchhalter, den armen Schlucker, und ſie ſelbſt iſt doch auch ſo mittellos, wie eine Kirchenmaus. Wir werden faſt an einem Tage Hochzeit haben, allein welch ein Unterſchied! Natürlich können wir ſpäter nicht mehr in den freundſchaftlichen Verhältniſſen wie bisher leben, denn es würde ſich nicht paſſen, wenn eine Frau Hofräthin eine gemeine Frau Buchhalterin ihre Freundin nennen würde. Man muß ſtandesgemäßen Umgang haben, doch will ich mich nicht ſogleich mit ihr brouillieren. So etwas geht am beſten nach und nach. Was thuts auch, wenn ich ſie ein paar Mal zum Ausfahren einlade. Das arme Kind! Es muß ihm ein wahres Labſal ſeyn, einmal Kutſchen zu fahren!

23.

Antwort der gemeinſamen Freundin in N. an die beiden ledigen Jungfrauen in N.

Meine lieben Freundinnen!

Eure beiden Briefe ſind an Einem Tage und zu derſelben Minute eingetroffen, und deßhalb antworte ich Euch auch zuſammen in Einem Briefe. Wie ſollte ich auch nicht, da Ihr beide in Einer Lage ſeyd! Alſo beide Bräute? Gratulire, gratulire von Herzen! Ihr habt beide das herrlichſte Loos erkiest; denn das muß ich wiſſen, da ich bekanntlich auch einmal ein Jahr lang geheirathet war. Ach mein Mann ſtarb und Ihr bekommt erſt die Eurigen! Ich beneide Euch wahrhaftig; doch läßt ſich vielleicht Manches wieder gut machen, denn meine Trauerzeit iſt bald um, und — aber man

ſoll nicht aus der Schule ſchwatzen, und Ihr werdet zu ſeiner Zeit ſchon das Nöthige erfahren. Doch um wieder auf Eure Heirath zu kommen, ſo bin ich mit Euch Beiden innigſt zufrieden. Wie hättet Ihr eine beſſere Wahl treffen können, als Ihr gethan habt! Du Nickele, wie wirſt Du ſo glücklich ſeyn Abends beim Kartoffelmahle an der Seite deines Guſtav! Wie wirſt du ſchwelgen in ſeinen Liebesblicken, während du ein Glas Waſſer zum Mund führſt! Wie wird dein Herz erzittern von Wonne, wenn du Sonntags dein einziges Zitzkleid — die anderen ſind von gröberem Zeug — anziehſt, um mit ihm ſpazieren zu gehen! Wie unausſprechlich ſelig wirſt Du ſeyn, wenn einſt deine Kinder deinen und ſeinen Namen ausrufen, und nach Brod verlangen! Ja mein ſüſſes Nickele, Du haſt ganz Recht, Reichthum macht nicht glücklich, Armuth aber — nun ich will Dich in ein paar Jahren an deine Seligkeit erinnern. Aber auch Du, meine geiſtreiche Caroline, auch Du wirſt nicht minder zufrieden ſeyn mit deinem Loose. Wie herrlich muß es ſich ausnehmen, wenn Du an der reich beſetzten Tafel mit deinem Hofrath ſitzeſt, der ſeinen ſüßen, alten Arm um dich geſchlungen hat! Wie lieblich müßen Dir die theuren Speiſen ſchmecken, wenn er dir verbei einen Kuß auf deinen rothen Mund mit ſeinem zahnloſen gedruckt

hat! Wie vornehm wirst Du dich fühlen, wenn die Bedienten hinter dir stehen, denen dein Ehezärter zuruft, ihm eine andere Perücke zu bringen! Wie erhaben wirst Du seyn über die gewöhnliche, gemeine Welt, wenn Du in der Caroſſe dahinfährst an seiner Seite, der vor Mattigkeit bereits eingeſchlafen iſt, weil er dir einmal die Hand gedrückt! Ja meine Freundin, auch Du wirst unausſprechlich glücklich sein.

Man hat zwar in Euren beiden Fällen verſchiedene Beiſpiele vom Gegentheil, allein ſo etwas findet auf Euch keine Anwendung. In dem Städtchen z. B. wo ich lebe, da heiratheten ſich vor einigen Jahren auch ſo ein paar blutarme Leutchen, wie Du Mickele und dein Guſtav. Sie liebten ſich unendlich und waren ſehr glücklich. Allein bald änderte ſich die Scene. Die Frau war zuerſt unzufrieden, weil ihr Mann ihr kein neues Kleid in die Kirche anſchaffen wollte oder konnte. Dann wurde der Mann unzufrieden, weil er alle Abend nur eine Waſſerſuppe bekam. Im Zorn gieng er ins Wirthshaus und vertrank bald eine ganze Monatsgage. Das Weib war dadurch in die bitterſte Noth geſetzt, und da ſie nun zum Ueberfluß auch ein Kind bekamen, ſo wußte man nicht, wo Rath vernehmen. Am Ende wollte der Mann eine kleine Summe Gelds aufnehmen, aber Niemand lieh ihm etwas.

Er mußte Alles verſetzen. Du kannſt dir denken, daß dadurch der Mangel erſt recht fühlbar wurde. Zum guten Glück nahm ſich jetzt ein reicher Herr im Städtchen der armen Leutchen an. Er ließ den Mann in ſeinen Privatgeſchäften ein gutes Stück Geld verdienen und hatte auch das Kind deſſelben ſo lieb, daß er deſſen Frau recht oft beſuchte. Dieſe gieng nun bald nicht mehr in zitzenen, ſondern in ſeidenen Kleidern und der Mann trank alle Abend ſeine paar Schoppen Wein, wo es ſonſt höchſtens einen Schoppen Bier gelangt hatte. Freilich ſagte die böſe Welt, das Ding gehe nicht mit rechten Dingen zu; es gieng aber doch mit rechten Dingen. Freilich wies man mit Fingern auf die Frau und dem Mann ſah man immer nach der Stirne, ob ſich da keine kleine Hörnerchen zeigen; allein die Leute waren recht glücklich bis vor einigen Monaten. Da kam der Mann unverſehens nach Haus und traf daſelbſt ſeinen Wohlthäter, den reichen Mann. Wie er ihn getroffen hat, weiß ich nicht; aber ſie kamen hart hinter einander, der Ehemann ſchmieß den Andern die Stiege hinab. Dieſer klagte, und kurz und gut, der arme Ehemann liegt jetzt im Gefängniſſe und ſeine liebenswürdige Frau hält einſtweilen dem reichen Herrn Haus. — Ein anderer Fall iſt der mit der Frau des reichen Banquier N., den Ihr wahrſchein-

lich schon kennen werdet, nehmlich den Fall. Ihr wißt, die Frau N. war früher ein armes Tröpfchen, aber bildschön; der Banquier sieht sie und verliebt sich. Er heirathet sie, und sie sind anfangs nicht minder glücklich, als Neuverehlichte nur seyn können; aber der Banquier ist dreimal so alt, hat graue Haare, und ist wie alle Greise sind. Dagegen meldet sich ein junger Kavallerieoffizier, ein charmanter, wohlgewachsener Mann voll Feuer und Kraft. Der Herr Kavallerieoffizier kommt in allen Ehren in's Haus des Banquier, denn dieser macht ein grosses Haus. Man munkelt bald allerlei; dem Banquier wird's aber gleich von Anfang an angst und bang. Was thut er? Er verkauft Alles, giebt sein Geschäft auf und zieht auf's Land. Da wohnt er nun in einem kleinen Häuschen, ganz abgeschlossen von aller Welt und hält seine Frau wie in einem Käfig gefangen. Seit er auf dem Lande ist, hat sie noch Niemanden zu Gesicht bekommen, natürlich ausser ihrem lieben Mann, woran sie auch genug haben wird. Das sind freilich schlimme Beispiele und sie könnten Andere, als Euch, leicht von übereilten Heirathen abhalten; allein bei Euch ist das was ganz anderes; denn Ihr wißt gar wohl, was Ihr thut und Ihr habt einen Character darnach, um das durchführen zu können, woran Andere nach vier Wochen schon un-

terliegen müßten. Alſo noch einmal meinen aufrichtigen Glückwunſch!

Eine Bitte habe ich aber noch an Euch: behaltet einander lieb. Wenn Ihr einander auch nicht mehr ſo oft beſucht als ſonſt, ſo bleibt doch gute Freundinnen. Wer weiß, ob es euch nicht ſpäter zu Gute kommt! Wer weiß, ob nicht ſpäter einmal die Eine der Andern mit dem, was ſie erheirathet, zu Hülfe kommen kann! Man kann einander oft mit Etwas aushelfen und hat vorher vielleicht gar nicht daran gedacht, daß es nur möglich ſey. So z. B. hat das Rickele einen hübſchen Mann und der könnte Euch zuſammen oft an einen Ort hinführen, wo der alte Hofrath nicht mehr hinpaßt, z. B. auf Redouten und dergleichen. Ein Hausfreund iſt Goldes werth, das wirſt Du erſt ſpäter einſehen, meine Caroline, wenn du einmal ein Jahr in der Ehe zugebracht haſt. Und dann was das Rickele betrifft, ſo iſt leicht begreiflich, mit was ihr der Hofrath aushelfen kann. Alſo bleibt uneigennützige Freundinnen!

In der Hoffnung Euch recht bald glücklich verheirathet zu ſehen, grüße ich Euch herzlich.

Eure treue Freundin N. in N.

NS. Mit dem Actuar ſollte Caroline nicht ganz brechen. Man hat ja Beiſpiele von ſchnellen Todesfällen, wenn man in einem gewiſſen Alter iſt, und als Erbin des Hofraths ließe ſich mit dem Actuar ſchon eher Etwas machen. Auch könnte ihn der Hofrath bei Lebzeiten etwas pouſſiren, damit er Titel und Amt bekäme. Der Actuar würde gewiß ſolche Freundſchaftsdienſte durch Gegendienſte zu erwiedern wiſſen, die der Hofrath gar nicht erſetzen könnte.

26.

Schreiben des Pfarrers U. an den Bauern U. in U.

Mein lieber Gevatter!

Er will von mir wissen, was er mit seinem Buben anfangen soll, denn er möchte ihn gern was Ordentliches werden lassen. Da hat er ganz Recht. Die Sorgfalt, die man auf die Erziehung seiner Kinder verwendet, ist mehr werth, als viele tausend Gulden, die man ihnen hinterläßt. Weil er nun zufällig von Gott so gesegnet ist, daß er aufs Geld nicht sehen darf, so läßt sich das um so eher bewerkstelligen. Ich rathe ihm daher, den Buben, an dem auch ich großen Antheil nehme, da ich ihn ja aus der Taufe gehoben und zugleich selbst getauft habe, in eine gute Realschule zu thun. Dort soll er neben Lesen, Schreiben und Rechnen noch ganz andere Dinge in den Kopf bekommen, die ihm Zeit seines

Lebens nützlich sein werden. Da lernt er Zeichnen und Mathematik, Geographie und Geschichte, Naturkunde und Handwerkskenntnisse aller Art. Von solchen Dingen ists gut, wenn Jedermann etwas davon versteht, denn man sieht dann das Leben von einer ganz andern Seite an und kann über tausenderley Dinge und Fälle viel richtiger urtheilen, als mancher grundstudierte Mann. Das ist der allgemeine Nutzen, nebenbei daß der Geist durch solche Studien überhaupt ausgebildet und der Verstand geschärft wird. Im Besondern aber wird der Besuch einer solchen Schule von grossem Einfluß auf den Lebensgang seines Sohnes seyn; denn wenn derselbe ein paar Jahre darin verweilt hat, so wird sich bald zeigen, für welchen Stand er eine besondere Vorliebe hegt. Mit Vorkenntnissen obenbesagter Art ausgestattet, kann er sich ein Handwerk aussuchen, welches er will, und wird in jeglichem gewiß Fortschritte machen. Ein tüchtiger Handwerksmann ist nach meiner Ansicht der glücklichste Mensch von der Welt. Die Arbeit geht lustig von Statten, weil man sein Handwerk sich selbst gewählt, und also eine Vorliebe für die Arbeit hat. Mit Freuden sieht man jedes neue Stück täglich unter den Händen gedeihen. Als Geselle hat man rüstig die halbe Welt durchwandert, hat Menschen und Gegen-

den kennen gelernt, und iſt mit viel freiern Anſichten zurückgekehrt, als man beim Beginn der Wanderung, hatte. Reiſen iſt das beſte Mittel zur Bildung und wenn ein Handwerksburſche noch Unterſtützung von Hauſe hat, wie das bei ſeinem Sohne der Fall wäre, ſo weiß ich nicht, wo er beſſer Gelegenheit hätte, ſein Herz, ſeinen Geiſt und ſeine Kenntniſſe zu erweitern. Nachher ſetzt ſich der Vielgereiste als Meiſter und iſt als ſolcher der freieſte Mann von der Welt; denn ſo bald er ſein Fach verſteht, ſo läuft ihm das Publikum in Maſſe zu und der Handwerksmann iſt ſodann ſo unabhängig als Einer. Er kann zugleich ſeiner Familie, ſeinen Lieblingsſtudien und ſeinem Erwerbe leben. Eben darum würde ich Niemanden rathen, den Beamtenſtand zu wählen, wenn ihn nicht beſondere Verhältniſſe dazu treiben. Der Beamte, er ſei Theologe, Juriſt oder Cameraliſt, ja ſogar der Mediziner, ſie alle ſind abhängig ihr ganzes Leben hindurch. Warum? Weil ſie an eine beſtimmte Gegend, einen beſtimmten Ort, beſtimmte Menſchen gebunden ſind. Ihre Beſoldungen ſind gering, und dennoch müßen ſie für ſolche Beſoldungen den ganzen Tag thätig ſeyn. Und für wen? Für andere Leute. Für ſich ſelbſt erübrigen ſie kaum einige wenige Minuten in der Woche und man ſieht aus

tausend Beispielen, wie beengt sie sich einem wackern Handwerker gegenüber fühlen. Müssen sie sich doch schon ihres Standes halber viele Genüsse versagen, welche der Handwerker ganz ungeniert haben darf! Dann, wie viel Zeit bleibt ihnen zu ihrer Privatausbildung! Der Handwerksmann kann alle Tage ein paar Stunden erübrigen und das Lesen guter Bücher gewährt ihm dann mehr Erhohlung, als der Besuch des Wirthshauses. Der Beamte aber muß den ganzen Tag so viel schreiben und lesen, daß ihm am Abend alle weitere Lust dazu vergeht. Da sitzt er denn natürlich Abends ins Wirthshaus, nur um seinem Kopfe Ruhe zu gönnen, und kommt nicht weiter, als er zu der Zeit war, wo er die Universität verließ.

Das ist so meine Meinung, und Er weiß wohl, daß ich aus Erfahrung sprechen kann. Sollte jedoch sein Bube keine besondere Vorliebe für irgend ein Handwerk oder Gewerbe zeigen, so thut es ja auch Nichts, wenn er Bauer wird. Wer hätte wohl je diesen Stand verachtet? Oder meint er vielleicht, es schade dem Knaben etwas, daß er, seiner Meinung nach vielleicht vergeblich, die etwas theurere Realschule besucht hat? Gott behüte, daß der Ausdruck „vergeblich" richtig wäre! Nichts, was man Gutes lernt, ist vergeblich, und einem Bauern

ſteht es gar wohl an, wenn er ein Bischen weiter iſt, als die deutſchen Schulmeiſter Einem beibringen können. Denke Er nur ſelbſt daran, wie oft er ſich gewünſcht hat, ein Bischen etwas von der höhern Rechenkunſt und der Geſchichte und Geographie zu verſtehen! Brauchte mans auch zu Nichts, als zum Zeitungsleſen, ſo wäre der Nutzen ſchon eklatant erwieſen!

Dieß iſt meine ehrliche und unmaßgebliche Meinung, und wenn ich ſelbſt Kinder hätte, ſo würde ich es mit denſelben gerade ſo halten. Meine Haushälterin läßt ſich für den Küchengruß gar ſchön bedanken. Sie meint, noch nie ſo ſchöne Butter bekommen zu haben. Auch ich mache der Frau Liebſten meinen Dank und bin Euer

getreuer Seelſorger
und Gevatter Pfarrer N. in N.

27.

Antwort des Bauern N. in N. an den Pfarrer N. in N.

Hochwürdiger Herr und Gevatter!

Man sieht doch gleich, daß hinter den Herrenleuten Nichts als Hochmuth und Neid ist. Oder wäre es etwas Anderes als Hochmuth und Neid, daß Er meinem Buben, seinem Pathenkinde, anräth, ein Handwerksmann oder Bauer zu werden? Hätte ich das gewußt, so würde ich den Schinken und die Butter nicht gesandt haben. Mein Weib ist auch ganz jaloux darüber und hat mir seit dem Briefe von Euer Hochwürden kein gut Gesicht mehr gemacht. Es ist aber auch wahr! Mein Bub' Bauer oder Handwerksmann! Das Ränzel auf dem Buckel soll er die Welt durchreisen und fechten, wie sie's nennen, ich aber nenns betteln! Nein, die Schande

will ich nicht erleben! Ich habe Geld, ſchwer Geld und Geld regiert die Welt. Wenn Er nicht weiß, was man Beſſeres aus meinem Buben machen kann, ſo will ich's ihm ſagen; ein Herr ſoll Er werden, ein Herr, gerade wie die anderen Herren auch ſind. Da meint Er vielleicht, weil mein Vater ein Bauer war, und mein Großvater auch Einer und mein Urgroßvater, deſſen ich mich aber nicht mehr erinnere, ebenfalls Einer, ſo müßte mein Sohn auch Einer werden? Ja, preſit die Mahlzeit! Was war denn ſein Vater mehr, als ein Bauer? Warum thut Er nun ſo groß, und meint, es könnte Keiner ein Herr werden, als eines Herren Sohn? Die Herren haben den Verſtand nicht allein gefreſſen, und wenn ein Amtmann oder Richter ſeinen Sohn wieder ſtudieren läßt, ſo habe ich zwar nichts dagegen, aber mein Sohn ſoll auch ſtudieren.

Nun iſt's heraus und dabei bleibts. Ich will ihm auch die Gründe, die mich hiezu bewegen, nicht verhehlen, da Er einmal doch mein Gevatter iſt. Alſo erſtens, ich habe Geld. Ob mein Bub ein paar tauſend Gulden verſtudiert, das macht mir gar Nichts. Und erſt ſoll er mir kein Hungerleider werden, ſondern die Oberamtmanns- und Decansſöhne alle zu Schanden machen. Warum? Weil jene kein Geld haben, und doch meinen, einen Studenten haben zu müſſen.

Zweitens will ich mich den Leuten zeigen. Zu einem Bauern kann Jedermann seinen Buben machen, auch in die Lehre kann ihn Jeder thun, aber studieren lassen kann ihn nicht Jeder. Da werden dann die Andern aufschauen und die Köpfe zusammenstoßen, wenn sie hören, daß des Frieders Sohn auf der Universität ist! Der Oberamtmann und wie die andern Herren heissen, werden zwar gewaltig die Achseln in die Höhe ziehen, aber das thut Nichts; mein Sohn wird doch auch einmal, was sie jetzt sind, und wer weiß, vielleicht steigt er noch höher. Ein angesehener Mann soll mein Bub werden, deßwegen will ich das Geld an ihn rücken. Die Leute um mich herum, meine besten Freunde und Nachbarn nicht ausgenommen, sollen vor ihm den Hut lüpfen, und dann auch vor mir, weil ich sein Vater bin. Das will ich erleben.

Mein dritter Grund ist die Besoldung. Wir Bauern müssen uns das ganze Jahr abschinden und haben am Ende doch nichts übrig, als höchstens so viel, um einen neuen Acker oder ein Paar zu kaufen. Die Handwerksleute haben es gerade eben so. Es geht Alles von der Hand in's Maul. Die Herren aber haben ihre Besoldung, und wenn sie von Hause aus noch etwas zuschießen können, so weiß ich nicht, wer's besser haben sollte. Nimmt Euer

dann noch ein reiches Weib oder auch nur Eine aus einer vornehmen Familie, so ist das Glück vollständig, und ich freue mich schon jetzt auf die Zeit, wo mein Sohn einmal selbst befehlen wird, während er als Bauer oder Handwerker sein ganzes Leben hindurch hätte gehorchen müssen.

Das sind meine Gründe, Herr Gevatter, und ich denke, sie sind einleuchtend genug. Mein Weib aber hat noch einen vierten, und auch diesen will ich nicht verschweigen. Meines Weibs Großmuhme selig hatte nehmlich ein halbes Geschwisterkind, das sich an einen Juristen verheirathete, der nachher geistlicher Rath wurde oder eigentlich weltlicher Rath beim Bischof von N. Seit dieser Zeit ist in unserer Familie immer eine gewisse Vorliebe für den geistlichen Stand vorhanden, und es hat sich nur noch nicht schicken wollen, daß Einer oder der Andere sich dem Studium gewidmet hätte. Ich selbst wäre nun zwar eher dafür, aus meinem Jungen einen Juristen zu machen, wie der Großmuhme Vetter Einer war, allein mein Weib besteht auf dem Pfarrer und meinetwegen mag sie recht behalten. Sie meint nehmlich, unser Bube habe besondere Anlagen zu einem Kanzelredner, und ich erinnere mich selbst noch, daß derselbe vor ein paar Jahren, da er noch ganz klein war, und kaum sprechen, geschweige den-

ken konnte, einmal auf einen Schemel hinaufkletterte, mit einem Ellenmaß in der Luft herumfuchtelte und dann dazu gar hochklingende Worte sprach, die gewiß einen schönen Sinn hatten, da er so gar laut dabei schrie. Wenn nun das kein Beweis ist, daß er zum Pfarrer geboren wurde, so weiß ich nicht mehr, was ich von Vorbedeutungen halten soll. Mein Sohn wird also Pfarrer, so gut wie Er einer ist und ich erleb's gewiß, daß er noch „Herr Collega!" zu ihm sagt, wenn nicht etwa gar mein Sohn noch Sein Vorgesetzter wird, denn wie gesagt, er hat große Anlagen, was auch der Präceptor behauptet, den ich kürzlich zum Mittagessen eingeladen habe, um ihn um seinen Rath zu fragen. Meine Frau hat seitdem einen solchen Apfel an dem Präceptor gefressen, daß sie mich beauftragt hat, Ihm zu schreiben, Er dürfe sich künftig auf keine Küchengrüße mehr gefaßt machen, da diese nun der Präceptor bekomme. Er verdient sie auch, denn er hat eingesehen, daß aus unserem Buben etwas Rechtes werden wird, und daß es Schade wäre, wenn man ihn hinter dem Pflug gehen ließe oder in eine Lehre thäte. Beiläufig muß ich auch bemerken, daß der Präceptor über Realschulen ganz anders denkt, als Euer Hochwürden, und ich weiß darum nicht, ob

ich Euer Hochwürden ferner mehr trauen ſoll. So verbleibe ich denn

Euer Hochwürden

gehorſamſter Gevatter

N. N. in N.

28.

Der Präceptor in U. an den Präceptor in V.

Mein lieber Jugendfreund und College!

Endlich ist es einmal wieder Sonntag und ich kann von meinem Schulstaube mich abbürsten, meinen Baculum weglegen und ruhig meine Pfeife zum Fenster hinausschmauchen. Eine Stunde an einem Sonntag Vormittag, so ganz allein mit meiner Pfeife und meinen Gedanken auf meinem Studierzimmer, ersetzt mir alle Widerwärtigkeiten des geplagten Daseyns hundertfach. Im Grunde möchte ich aber nicht ohne solche Plage seyn, denn dadurch erst wird mir die Ruhe ihrer Seltenheit wegen ein wahrer Genuß.

Ich studiere die ganze Woche, aber nicht wie Du blos in den alten lateinischen und griechischen Classikern, ob ich diese gleich höher schätze als manches hochgepriesene und heiliggehaltene Werk — Du

wirſt mich verſtehen, ohne daß ich einen Namen nenne, — ſondern auch in den Menſchengeſichtern. Aus den alten Klaſſikern lernen wir mehr, denn die gewöhnlichen Menſchen glauben; und ich glaube dieſe Klaſſiker gerade waren es, die mir eine Weltanſicht gaben, die in den wenigſten Dingen mit der gewöhnlicher Menſchen harmonirt. Es macht mir jetzt unendliches Vergnügen, das Thun und Treiben der Menſchen, ihre Neigungen und Wünſche zu beobachten, und wenn ich dann wieder auf ein Reſultat gekommen bin, ſo gehe ich ſchweigend auf und ab, blaße dicke Dampfwolken aus meiner Pfeife und lächle in mich hinein. Es wäre mir nicht lieb, wenn mein Herr Schulinſpector mich in ſolchen Augenblicken ſähe, denn er könnte dann meinen, ich lachte auch über ihn und ſeine beſchränkten Anſichten, und er könnte nicht ſo ganz Unrecht haben. Doch habe ich es zum Glück ſchon ſo weit gebracht, daß er und die meiſten Leute meinen, es ſey mir an Nichts mehr gelegen, als an dem Corrigiren der Argumentlein meiner Schüler, daß ſie meinen, ich gehe auf Nichts aus, als meine Buben ſo viel lateiniſch zu lehren, als ſie brauchen, um keine großen Schnitzer mehr zu machen, und ein Gymnaſialexamen zu erſtehen. Ich will es ſo. Sähen die Leute den Spottwinkel um meine Lippen

herum, ſo möchten ſie leicht ihre Kinder aus meiner Schule thun, und es wäre mir dann um meine Reputation und Einkommenstheile geſchehen.

Leben muß der Menſch und von Etwas leben. Weißt Du aber auch, von was wir Alle leben? Von der Dummheit der Menſchen. Wir Präceptoren z. B., als die hochwichtigen Lehrer der lateiniſchen, griechiſchen und hebräiſchen Sprache, leben von Nichts Anderem, als vom Bürger- und Beamtenſtolz. Du lächelſt? Und doch iſt es ſo. Ja wahrhaftig von Vorurtheilen leben wir, und wären dieſe Vorurtheile nicht, ſo hätte es längſt ſchon mit den Gelehrtenſchulen ein klägliches Ende genommen. Wie ſo? fragſt Du, und ich ſehe Dich in Deiner Herzensunſchuld, die Dich Alles ehrlich und treu nehmen läßt, als ob der Himmel daran hänge, daß Du nicht in Zweifel über Deinen hochwichtigen Beruf geratheſt, — verwundert die Augen aufſchlagen. Das iſt aber gar leicht dargethan. Es exiſtiren faſt in jedem Städtchen gelehrte oder ſogenannte lateiniſche Schulen. Dieſe Schulen exiſtiren blos, weil ſie ſtets beſetzt ſind. Wären ſie es nicht, ſo würde man ſie aufheben. Beſetzt aber ſind ſie durch wen? Durch Söhnleins von Pfarrern und weltlichen Beamten. Manchmal kommt auch noch ein Bürgers- oder Bauernbube dazu, wie ich erſt ſeit

wenigen Wochen wieder einige dergl. Subjecte erhalten habe. Warum thun nun die Pfarrer, Beamte, Bürger und Bauern ihre Buben in unsre Schule? Deßwegen, weil sie aus ihren Buben auch wieder Pfarrer und Beamte machen wollen. Ich möchte die Pfarrerin kennen, die nicht meinte, ihr Erstgeborner müsse auch einst wie der Vater auf der Kanzel stehen! Die Angestellten meinen sogar ein Recht darauf zu haben, ihre Buben gelehrt erziehen und nachher studiren zu lassen. Sie sind ordentlich erbost, wenn es auch ein anderer Vater wagt, seinem Kinde dieselbe Erziehungsweise zu geben. Mir fallen dabei immer die Adelichen ein. Du weißt, ich habe sie nie leiden können, aber ich fange an, mich mit ihnen auszusöhnen. Warum sollten sie nicht auf ihren Stand stolz seyn? Warum sollten sie nicht sich absonderlich dünken vor andern Menschen, weil adelich Blut in ihren Adern fließt? Warum sollten sie nicht auf ihren Vorrechten bestehen? Thun es ja doch die Beamten auch, die doch keinen sanctionirt-abgesonderten Stand bilden! Das Wort „Beamtenblut" ist glaube ich noch nicht gang und gebe; allein es wird es bald eben so sehr werden, als „adelich Blut." Die Beamten haben eine wahrhafte Beamten-Ahnen-Familie. Sie sehen darauf, daß ihre Kinder wieder Beamte

werden und Beamtentöchter heurathen. Es ist ein Kastengeist, sogut als ehemals in Egypten. Alle Stellen im Staate, sie mögen nun theologischer, juridischer, mediciniſcher oder cameraliſtiſcher Natur seyn, sind ihrer Meinung nach nur für sie und ihr Geschlecht vorhanden. Da sie meist wenig Geld haben, so suchen sie nur so viel zusammenzubringen, daß sie ihren Kindern einmal die Aussicht auf eine Stelle eröffnen können. Lieber wird Alles daran gerückt, den Sohn studieren, als ihn, vielleicht seiner Neigung nach, ein wohlfeiles Gewerbe ergreifen zu lassen! Wie könnte da die Neigung befragt werden, wo es sich um eine fixe Idee handelt? Ueberdies, wenn der Herr Sohn studiert hat, so bekommt er doch einmal später sein gewisses Auskommen, sein „Brod" wie sie's im Schwabenland nennen, und das ist die Hauptsache. Ich glaube, kein Mensch hat mehr, als wir, Gelegenheit, diesen Kastengeist zu beobachten; denn wir sind ja die Mittel, denselben realisiern zu können. Da wird ja sogar keine Rücksicht darauf genommen, ob der Bube eine Vorliebe zur Theologie oder zur Jurisprudenz, zur Medicin oder zum Verwaltungsfach hat, ob er Verstand und Gedächtniß besitzt, und wie die andern Kleinigkeiten heißen. Gott behüte! Was der Vater für eine Laufbahn bestimmt, diese

muß betreten und verfolgt werden! Auf die Constitution des Buben in körperlicher und geistiger Hinsicht wird gar keine Rücksicht genommen; nur der Wille des Vaters gilt.

Der alte Präceptor in N., dessen Du Dich noch wohl erinnern wirst, schickte einmal dem Präsidenten N. seinen Knaben zurück, mit dem Bedauern, er könne ihn nicht in seine Schule brauchen. Zum Beweis gab er ihm folgendes Zeugniß mit: „Ingenium flebile, judicium debile, memoria inbilis, totus homo lamentabilis.“ Ich dächte, das wäre deutlich genug. Allein der Herr Präsident hatte seine Präsidentengedanken und folglich war es gar nicht möglich, daß der Kopf des Sohnes eines Präsidenten inwendig hohl seyn könne und was war das Resultat? Der ehrliche N. fiel in allerhöchste Präsidentenungnade und der liebe Sprößling ward in eine andere Schule gebracht. Der Junge studirte also doch, nachdem es allerdings mehrere mißliebig ausgefallene Versuche gekostet, um ihn auf die Hochschule zu bringen. Allein der Präsident siegte über alle Kabalen und Partheilichkeiten der Examinatoren, wie ers nannte, und der Sohn studirte wie gesagt. Freilich mußte sich derselbe verschiedene Jahre länger auf der Hochschule aufhalten, freilich fiel er mehr als gewöhnlich oft

durchs Examen, allein — der Präsident lebte ja noch, und der liebe junge Herr mit dem ingenium flebile ist jetzt, natürlich seiner Verdienste halber, bereits Assessor geworden; ein Beweis, daß der Präsident Recht, der Präceptor aber Unrecht hatte.

Dieses Beispiel habe ich gar sehr vor Augen und ich hüte mich daher wohl, den Herren Beamten ihre Sucht, die Söhnleins gelehrt erziehen zu lassen, auszureden. Man muß einen Ochsen die Hörner abstoßen lassen. Was nützte auch alle Gegenrede?. Das wäre gerade, als wollte ich gegen die Wand rennen. Darum sogar, wenn ein Bauer kommt, so ein reicher, geldstolzer Kamerad, der gern was Vornehmes wäre und weil er's selbst nicht seyn kann, es seinen Sohn werden lassen will, glaubst Du, ich sage zu ihm: „geh' nach Haus, Tölpel, und sey froh, wenn dein Bube wieder ein Bauer wird?" Nein, das wäre sehr thöricht von mir und zwar gerade, weil ich weis, daß der Bauer ein Tölpel ist. Allerdings lache ich im Stillen, wenn der Bauer mir erzählt, wie sein Bube schon als Knabe von einem Stuhle herab gepredigt und wie er deswegen zu einem Pfarrer prädestinirt sey. Da müßte ja ein Anderer, der als Knabe viel

Hunger leiden muß, zu einem Dichter, einer, der viel lacht, zu einem Humoriſten, der viel weint, zu einem Romanſchreiber à la Sigwart, der gerne ſtreitet, zu einem Advocaten u. ſ. w. geboren ſeyn. Allein der Mann mit ſeinen tollen Schlüſſen hat eben ſo Recht, wie die bekannte Wittwe, die meinte, weil ihr Großvater ein berühmter Miniſter geweſen ſey, müße es auch ihr Sohn werden. Ach du lieber Gott! Was müßten wir da nicht Alles werden! Ich käme ſchlecht weg, denn mein Urgroßvater ſoll Korbflechter geweſen ſeyn, und ſein Bruder Siebmacher. Allein vielleicht ließe es ſich auch noch geſchichtlich nachweiſen, daß meiner Ahnen Einer in einer Türkenſchlacht ſich ausgezeichnet; vielleicht fände ſich gar ſein Schwert oder eine Sturmhaube in einer alten Rumpelkammer noch vor; ſo würde ich dann dieſe hervorziehen, und die Haube aufſetzen, und das Schwert umgürten und behaupten, an mir ſey ein berühmter General verlorrn gegangen. Ich würde damit mich nicht lächerlichee machen, als die Schriftſteller, die von Voltaires Nachlaß eine Feder kaufen, um auch ſatyriſche Gedanken zu haben. Was würden aber alle dergleichen Menſchen thun, wenn Du ihnen ins Geſicht lachteſt? Beſſer werden und in ſich gehen? O nein, mit der Hetzpeitſche treibt man keine Vorurtheile

aus und durch directen Widerspruch bringt man Niemand auf andere Meinung.

Ich habe daher die Maxime, Jedermann Recht zu geben, ich nehme die Bauernbuben — wie die Beamtenbuben in meine Schule, bringe ihnen bei, was beizubringen ist und im Uebrigen lasse ich das Schicksal sorgen. — Doch ich höre aus der Kirche läuten. Jetzt darf ich, ohne Anstoß zu erregen, meinen Spaziergang machen, den Einzigen in der Woche. Hast Du nicht genug an dem, was ich Dir geschrieben? Ich dächte, der Beweis, daß wir unsere Fortexistenz blos dem Beamten- und Bürgerstolz verdanken, wäre klar genug geliefert. Gelehrte Schulen wird es zwar immer geben, so lange das Wort Gelehrsamkeit noch nicht aus den Wörterbüchern gestrichen ist; allein wenn nicht Jedermann vom Stande der Angestellten seine Kindleins studieren lassen wollte, so wären diese Schulen auf wenige größere Städte beschränkt und es würde sich dann Mancher besinnen, seinen Buben in die theure Stadt zu schicken, bis er gewiß wüßte, daß der Kleine Anlagen genug habe, einmal etwas Rechtes zu werden.

Lieber Freund, der Du Alles so gar ernst nimmst, merke Dir das Eine. Das beste Mittel, mit der ganzen Welt zufrieden zu seyn, ist, über

alle Thorheiten zu lachen, ſtatt ſich zu ärgern. Das iſt der Humor davon, würde Piſtol ſagen —

Dein

N. in N.

20.

Brief des Bauern in U., an den Pfarrer in U

(Fünfzehn Jahre ſpäter.)

Hochwürdiger Herr Pfarrer!

Hochgeehrteſter Herr Gevatter!

Sie haben vollkommen Recht gehabt. Ach, ich geſchlagener Mann! Die Kinder ſollte alle ſchon vor der Geburt der Satan holen! Nichts als Trübſal und Herzeleid! Wie viel Aecker habe ich verkaufen müſſen, meines Thunichtguts halber! Wie viel Schеffel Korn und Gerſte hat er verfreſſen und verſoffen! Hätte ich Ihnen gefolgt, Herr Pfarrer, hätte ich as Unkraut nicht ſtudieren laſſen, ſo hätte ich jetzt drei Morgen Feld mehr in der Zeile und mein Nachbar Veit, der jetzt der Reichſte

im Dorfe iſt, würde nicht über mich triumphiren. Aber ſo hats der Junge gebraucht. Und was habe ich davon? Nichts als daß ich jetzt „Sie" zu Ihnen ſagen kann, wies der Junge mich lehrte, ſtatt „Er;" und das „Er" war doch eben ſo gut als das „Sie." Gelernt hat der Bube nichts oder wenig. Geld hat er gebraucht, aber nicht wenig. Im Carzer ſaß er alle Wochen; und am Ende haben ſie ihn gar fortgeſchickt. Was ſollte ich nun mit ihm anfangen? Bauer werden laſſen? Da wars zu ſpät. Der Kerl ſang mir, als ich ihm von dem Pfluge ſprach, ein gräßlich Lied vor, von dem ich nur noch eine Strophe weiß, und die heißt: „Und eh' ich wieder Grobſchmidt werd, da werd ich lieber Soldat zu Pferd." Und geſagt, gethan; jetzt iſt er Cavalleriſt. Nur das allein tröſtet mich, daß er ſchon Obermann iſt. Vielleicht kann ers doch auch zum Lieutenant bringen; dann hat ihn ſein Studieren doch Etwas genützt. Wenigſtens denkt meine Frau ſo.

Mit tiefſter Hochachtung, hochwürdiger Herr,

Ihr

gehorſamer N. in N.

NB. Die Neujahrskuchen und Sie wiſſen ſchon, was ich meine, bekommen, nun Sie wieder. Den Präceptor in N., mag meinetwegen der Teufel holen. Sein Rath hat mich viele tauſend Gulden gekoſtet.

30.

Schreiben eines geheilten Verliebten in U. an einen Civilgerichtshof in U.

Hochpreißlichem Civilgerichtshofe in N.

habe ich folgende Klagſache vorzutragen, um deren baldigſte Erledigung ich bitten muß.

Es iſt nun etwa ein Jahr her, daß ich eines Abends auf dem Felde ſpazieren gieng. Es war ein ſehr einſamer Weg, auf dem eigentlich Niemand, ich ſelbſt nicht einmal, das Recht hatte, zu wandeln. Um ſo mehr mußte es mich befremden, ein Frauenzimmer vor mir hergehen zu ſehen, die offenbar einen beſondern Zweck haben mußte. Ich bitte einen hohen Gerichtshof hierauf wohl zu merken. Ich ſelbſt zwar merkte davon damals nichts, ſo wie ich an dem Frauenzimmer überhaupt nichts Beſonderes bemerkte, als daß es ausnehmend ſchön gewachſen

war. Wahrscheinlich wußte die Dame, daß ich eine Leidenschaft für schöne Büchse besitze — ich bitte dieses Wort nicht mit Auswüchsen zu verwechseln —; denn sonst kann ich mir keinen Grund denken, warum dieselbe gerade an diesem Abend und auf diesem Wege vor mir hergegangen seyn sollte. Ihr Endzweck, wie ich jetzt die Sache ansehe, war offenbar der, mein Herz zu fangen, und das gelang ihr fast vollkommen; denn ich muß gestehen, nie hatte ich schönere Bewegungen gesehen, nie zeigte ein anschmiegendes Kleid schönere Formen.

Aus diesen Kleinigkeiten schon können Sie auf die intriguenhaften Initiativen dieses Frauenzimmers schließen. Allein noch mehr! Ich sah fortan diese Dame überall, wo ich nur hingieng. Auf Bällen, auf Spazierfahrten, bei Landparthieen, in Privatgesellschaften, überall sah ich sie, und es war also ganz natürlich, daß ich sie anreden und somit kennen lernen mußte. Denken Sie sich, meine Herren Richter, die Aufdringlichkeit, überall zu erscheinen, wo ich war! Es ist zwar richtig, ich gieng sonst, nehmlich früher, als ich die Dame noch nicht kannte, weder auf Bälle, noch fuhr ich spazieren, noch machte ich Landparthieen, noch besuchte ich viele Privatgesellschaften; im Gegentheil, ich that dieß erst seitdem ich die Unbekannte auf

dem Spaziergange gesehen hatte. Ich gestehe sogar, daß mich eine unendliche Neugierde trieb, überall hinzugehen, wo ich hoffen konnte, sie zu sehen; allein wer hieß sie denn meine Neugierde befriedigen? Wer hieß sie, nicht zu Hause zu bleiben? Wer befahl ihr, mir Rede zu stehen, als ich sie anredete? Wer hinderte sie, mir es rundweg abzuschlagen, als ich ihr zum ersten Mal antrug, sie nach Hause zu führen? Wer nöthigte sie, mir den Besuch in ihrem eigenen Hause zu erlauben? Offenbar kein Mensch; allein gerade darin liegt die Thatsache der Verführung, denn offenbar werden Sie aus solcherlei Umständen bei diesem Frauenzimmer nur die schlechtesten Absichten ermessen können. O! es war eine sehr durchtriebene Dame! Denken Sie sich, wie weit sie gegen mich gieng!

Es war eines Sommerabends; die Sonne war halb hinunter und der Mond halb herauf; die Nachtigallen fiengen an zu schlagen und der Guckuck accompagnirte sie; Sie sehen, daß es ein sehr einladender Abend war. Ich lud daher besagte Dame ein, einen Spaziergang mit mir zu machen. Sie war so frech, einzuwilligen. Eine ledige Dame mit einem Herrn allein, und zwar Abends, und zwar auf einem Spaziergang..! Doch ich will Ihnen die Sache erzählen. Wir giengen einen Waldweg,

wogegen sie sich gar nicht sträubte, obwohl sie wußte, daß uns da kein Mensch begegnen würde. Ich bot ihr meinen Arm, sie nahm ihn an. Ich drückte ihr noch extra die Hand, sie drückte die meinige wieder. Nun können Sie sich denken, was die Dame damit andeuten wollte. Ich sprach kein Wort und seufzte; sie sprach auch kein Wort und seufzte nicht minder. Ja sie seufzte noch ein paar Mal mehr, als ich. Ich sah sie an, sie sah mich wieder an; und wie sah sie mich an! Meine Herren Richter, ich weiß, daß Sie Ihres Amtes halber nicht viel Gefühl haben, nehmlich kein Mitgefühl, Zartgefühl u. s. w. — von Selbstgefühl spreche ich nicht, — allein einen solchen Blick hätten Sie auch nicht aushalten können. Der Blick, oder vielmehr die Blicke drangen mir durch Mark und Bein und nebenbei durch die Seele. Uebrigens waren dieselbe natürlich nichts weniger als nicht berechnet. Im Gegentheil, die Dame wußte mich dahin zu bringen, daß ich mich völlig fangen ließ. Diese Gefangennehmungsscene ist sehr kurz, und darum werde ich Sie nicht mit derselben verschonen. Wir waren nehmlich im Walde an eine Stelle gekommen, wo vor uns ein Gießbach in einen Abgrund stürzte, hinter uns erhoben sich hohe senkrechte Felswände; links und rechts führte ein schmaler Fußweg durch

dichtes Gebüsch. Hier hielt sie, nehmlich meine Begleiterin, still. Natürlich, sie wußte, daß meine empfindsame Seele für romantische Eindrücke empfänglich war! Die Wahrheit dieser Behauptung kann man daraus erkennen, daß ich keinen Hunger spürte, obwohl ich seit Mittag 12 Uhr nichts mehr über meinen Mund gebracht hatte, als einige Redensarten — die Küsse kamen erst später —, und es schon Abends ½9 Uhr seyn mochte. Ich war so versunken in diesen romantischen Anblick, daß ich unwillkührlich meinen Arm um sie schlang. Sie mußte noch nicht versunken seyn, denn sie sank mir nun erst ans Herz. Ich drückte sie an mich und einen Kuß auf ihre Lippen und sie flüsterte „ewig Dein." Bedenken Sie das wohl, meine Herren Richter. Wer hieß sie „ewig Dein" flüstern, da ich sie gar nicht dazu aufgefordert hatte? Wer hatte sie denn gefragt, ob sie ewig mein seyn wollte? Diese Scene war sehr verhängnißvoller Natur; denn obwohl ich nicht weiß, wie lange wir noch in dieser Attitüde dagestanden haben, so weiß ich doch, daß ich sie von nun an herzen und drücken durfte, als hätte ich ein Recht dazu. Das war denn doch zu viel. Damals aber war es mir nicht zu viel, sondern im Gegentheil zu wenig. Gefühlvoll, wie ich war, konnte ich mich nun gar nicht mehr von ihr trem-

nen. Sie nannte mich freiwillig „Du," sie hieng sich sogar in den Straßen an meinen Arm, sie betrug sich mit einem Worte so, wie wenn wir im Sinne gehabt hätten, uns ein paar Wochen darauf zu heirathen. Bedenken Sie, meine Herren Richter, die Folgen von einem solchen Betragen!

Ich kann diese der größern Deutlichkeit halber in „subjective" und „objective" eintheilen, und ich weiß in der That nicht, welche von beiden schädlicher waren; nur das weiß ich, „groß waren sie allebeid," wie der Dichter Heine sagt. Diese Citation möge Ihnen schon eine geringe An- und Einsicht von der Art dieser Folgen beibringen. Wo hat man je gehört, daß ein Mann, wie ich, der sein täglich Brod in der Schreibstube verdienen mußte, Dichter las, und zwar vollends so sentimental-frivole, wie diesen Heine? Jene Dame aber brachte mich so weit. Glauben Sie, daß ich noch fähig gewesen sey, ein ordentliches Concept zu machen? Gott behüte! Nichts als Heinesche Verse kamen hervor, und wo ich Zahlen hätte schreiben sollen, da standen die Worte: „Nur Einmal noch möchte ich sie sehen, und sinken vor ihr aufs Knie; nur Einmal noch zu ihr sprechen, Madam' ich liebe Sie." Wie viel da des Papiers unnöthig versudelt wurde, ist unberechenbar, und ich würde darauf antragen, mir

die Koſten zu erſetzen, wenn das Papier nicht in der Schreibſtube auf Staatskoſten angeſchafft würde. Allein meine Zeit, meine koſtbare Zeit, wer erſetzt mir dieſe? Die Dame hatte es verſtanden, mein Inneres ganz und gar mit ihrem Bilde anzufüllen. Ich mochte daher hinſehen, wohin ich wollte, ſo ſah ich nur ſie. Die Aerzte würden ſich künſtlich ausdrücken und dieſe Augenkrankheit, denn etwas anderes war es nicht, Ophthalmiasma nennen. Ich könnte daher auf Kurkoſten-Erſatz Anſpruch machen. Allein das war alles noch Nichts. Hören Sie weiter.

Die Tage waren in dieſem Sommer beſonders lang; allein ſo lang ſie auch waren, ſo füllte ich ſie doch blos mit Gedanken an ſie aus. So bald ich aufſtand, dachte ich an ſie; beim Waſchen ſogar, wo ſonſt Leute, die Etwas auf ſich halten, nur an ſich denken, dachte ich an ſie; ja ſogar beim Frühſtück, wo ich früher nie an Etwas anderes dachte, als ob die Sahne zum Kaffee gut oder ſchlecht ſei, fiel ſie mir ein. Es war zum Teufelhohlen!

Sie ſehen, meine Herren Richter, aus dem Bisherigen, daß von nun an nur Ein Gedanke in mir war und eine Art fixer Idee, die mir von jenem Frauenzimmer eingepflanzt worden war. Zum Arbeiten gieng ich zwar aus, nehmlich von meinem Haus auf die Schreibſtube, aber zu

Haus und auf der Schreibſtube wurde aus dem Arbeiten Nichts. Immer nur ſtand ihr Bild vor mir, und ſo verführeriſch wußte ſie ſich alle Tage zu kleiden, daß ſie mir alle Tage in neuer Schönheit erſchien und mich von Neuem feſter feſſelte, denn ich den Tag zuvor gefeſſelt geweſen war. Ich konnte immer die Zeit kaum erwarten, wo ich ſie ſprechen und ſehen konnte. Dann eilte ich ſo ſpornſtreichs davon, daß ich oft die Schreibſtubenthüre zu verſchließen vergaß, wodurch großes Unheil hätte herbeigeführt werden können. Denn bedenken Sie, wenn zufällig wichtige Acten mir anvertraut geweſen wären, was allerdings nicht der Fall war, und wenn dann ein Fremder, etwa ein fremder Diplomate ſich hereingeſchlichen und die Acten geſtohlen hätte, welch' unſeliger Wirrwar wäre da entſtanden? Hätten nicht ganze Nationen in Feindſchaft gerathen, nicht Krieg und Waffentanz entſtehen können? Die Folgen waren unermeßlich, und wenn nun allerdings auch Nichts der Art ſich zutrug, ſo iſt doch ſchon die Möglichkeit bei dem Strafmaße in Berechnung zu ziehen. Auch bin ich Moraliſt genug, um zu wiſſen, daß die Abſichten ſo gut und noch mehr ſtrafbar ſind, als die Handlungen.

Die ärgſte der ſubjectiven Folgen war aber offenbar die, daß ich durch das ewige Denken an die beſagte Dame zum Künſtler und Dichter wurde.

Ein ordentlicher Menſch wird nie Künſtler oder Dichter; ſondern er wählt ſich ſeinen Lebensberuf, der ihm etwas Beſtimmtes einbringt. Ein ordentlicher Menſch will auf Daſeynszeit verſorgt ſeyn; deßwegen ſind Künſtler und Dichter auch immer unordentliche Menſchen, ſogar dann, wann ihnen ihre Kunſt und ihre Verſe etwas Ordentliches einbringen, was bei mir nicht der Fall war. Denn was geſchah, meine Herren Richter? Ich ſaß an meinem Schreibpulte und ſollte ſchreiben. Da kritzelte ich unwillkührlich, ſo in Gedanken an Nichts denkend, aufs Papier. Was wars? Ein Bild, oder wenigſtens der Umriß zu einem Bilde. Und wen ſtellte das Bild vor? Jenes Frauenzimmer, das mich in ſeinen Banden feſthielt. Ich kann Sie verſichern, daß ich gar keinen Begriff vom Zeichnen habe, und kann das durch Facta beweiſen. Ich vermag keinen richtigen Strich zu machen und wenn man mich auf den Kopf ſtellte, ich brächte keinen Baum heraus. Allein in jenem Zuſtande giengs. Ich zeigte das entworfene Bild meiner Dame und ſie war ſo entzückt, daß ich es nicht mehr behalten durfte; denn ſie behielt es als Andenken. Was war alſo zu thun, als noch ein Bild zu mahlen? So that ich auch! Es blieb ſogar nicht bei dieſem zweiten Bilde ſtehen, ſondern gieng fort und fort und immer weiter. Ich

entwarf ein ganzes Skizzenbuch, und die Skizzen waren lauter Frauenzimmerköpfe, die der besagten Dame mehr oder weniger ähnlich sahen. Oft waren freilich die Ohren zu lang und dann glaubte ich mich selbst zu sehen, eine Aehnlichkeit, die so frappant war, daß sie auch andern Leuten auffiel. Man lobte mich deßhalb allgemein als vortrefflichen Zeichner. Man gab mir nicht undeutlich zu verstehen, daß man Talent und besonders ein solches gar nicht hinter mir gesucht hätte. Man suchte mich zu überzeugen, daß alle Schreiberei und sonstiges Brodstudium zu gemein für meine schwunghafte Seele sey und ich war nicht nur auf dem Punkte, dieß zu glauben, sondern glaubte es wirklich. Sie können dieß daraus ersehen, daß ich nun sogar Gedichte machte, was ich schon eben zu bemerken die Ehre gehabt habe.

Ich habe einmal einen berühmten Schulmann — er glaubt selbst an seine Berühmtheit, warum sollte ich also nicht daran glauben? — also einen berühmten Schulmann über Poesie sprechen hören und der Schulmann meinte, die Metrik sei an einem Dichter die Hauptsache. Jamben, Distichen, Scandäus, und wie die Geschichten alle heissen, darüber gieng ihm Nichts. Er meinte, wer nicht scandiren könne und das Silbenmaß nicht einhalte, der könne auch kein Dichter seyn. Der Mann fiel mir auf, da er mit

wahrhafter Selbstüberzeugung sprach, ich meine nehmlich jene norddeutsche Selbstüberzeugung, welche fast wie Selbstgenügsamkeit aussieht und keine andere Meinung auffer der eigenen aufkommen läßt, da solche Herren blos Ein Wort kennen und das Wort heißt: „Ich" (Anmkg.) Ein anderer meinte nun zwar, daß man auch lesen lernen könne, ohne zu buchstabiren, was allerdings wahr ist, seitdem das Syllabiren erfunden wurde, und daß also eben so gut Einer Verse machen könne, ohne Metrik studiert zu haben. Ja er meinte sogar, Einer, in dem ein Dichter wohne, müsse Verse machen und ein Dichter werden, auch wenn er seine Lebetage nichts von Scandiren und der Metrik gehört habe, während ein Anderer, der vielleicht zehn Jahre lang Metrik treibe, aber keinen schöpferischen Genius in sich trage, zwar Verse machen lerne, niemals aber ein Dichter werde. Der letztere Mensch, nehmlich der, welcher

*) Ich weiß in der That nicht, wen der Briefsteller eigentlich meint. Wenn ich nicht gewiß wüßte, daß derselbe nie in Stuttgart war, so müßte ich glauben, seine Redensarten seien auf den bekannten Dr. Mager — er selbst spricht dieses Wort französisch aus — gemünzt, den ich einmal in einer Gesellschaft junger Schriftsteller Aehnliches mit grossem Wortaufwand behaupten, aber nicht durchführen hörte. Der Herausgeber.

dieſe Behauptung aufſtellt, war offenbar kein Schulmann, wenigſtens kein lateiniſcher Präceptor. Gerade deßwegen pflichte ich ihm bei. Lieber Himmel, was wäre denn an meinen vielen Gedichten, wenn Metrik dazu gehörte, Gedichte zu machen! Ich aber machte wunderſchöne Gedichte, denn ich machte ſie alle an und auf meine angebetete Dame, die der Leſer nun ſchon längſt kennt. Natürlich wählte ich mir eine gewiſſe Manier, und welche Manier hätte in meinem Zuſtand beſſer gepaßt, als die berühmte Heineſche? Ach, ich dachte mich ſo groß, wenn ich von meinem Weltſchmerze ſprach! In der That war es einer meiner Haupt- und Lieblingsreime, der Schmerz, und zwar nur, weil Herz ſo gut darauf paßt. Viele Leute meinten, ich ſtehe dem Heine in gar Nichts nach, denn meine Gedanken ſeyen durchaus mit den ſeinigen verwachſen, ſo ſehr, daß man eigentlich nicht mehr recht unterſcheiden könne, ob Heine meine, oder ich ſeine Gedichte gemacht habe. Später hörte ich, daß noch viele Andere, die gleich mir einen Weltſchmerz im Buſen trugen und eine unendliche Liebe auf den Lippen, auch Heineſche Gedichte gemacht haben ſollten; allein ſolche Menſchen abhorrescire ich. Sie ſind elende Nachpfuſcher meiner und Heine's Manier. Man muß ein Herz haben,

wie Heine und ich, wenn man ſolche Gedichte machen will, wie wir machten!

Den Herren Richtern will ich auch die Art und Weiſe nicht vorenthalten, wie ich meine Gedichte machte. Ich gieng nehmlich in den Wald hinaus, weil ich gehört hatte, daß bei Waldesſtille, wenn Niemand ſinge, als die lieben Vögelein, die dichteriſchen Gedanken Einem in den Mund fliegen, wie in Amerika ſelig die gebratenen Tauben. Meine Schreibtafel war meine ſtete Begleiterin. Nun fieng ich an zu dichten. Ich ſah zum Beiſpiel einen Wieſengrund, ſetzte ſtatt Wieſe das poetiſchere „Au“, und flugs gab ſich mir als Schlußwort des Reimes „Thau.“ Die Worte, die dazwiſchen hineinmußten, gleichſam als Körper des Verſes, fanden ſich von ſelbſt. Ein ander Mal hörte ich einen Vogel ſingen; flugs ſchrieb ich „Geſang“ und als Reim „Drang.“ So gieng die Sache fort und fort und immer fanden ſich die Zwiſchenworte von ſelbſt, ohne daß ich beſondere Mühe gehabt hätte. Wenn ich nun eine Partie Reime auf dieſe Art fertig gebracht hatte, ſo ſuchte ich die heraus, welche am Beſten zu einander paßten, ſezte ſie zuſammen, und das Gedicht war fertig. Auf dieſe Manier habe ich deren viele hunderte gemacht, und wenn ſie ſchon nicht Jedermann bekannt ſind, ſo

sehe ich sie doch als unsterblich an. Einige werden auch nothwendig etliche hundert Jahre fortleben müssen, denn ich habe sie in zerschiedene junge Eichbäume eingegraben, und jedesmal meinen Namen mit Fractur darunter, den ihrigen, d. h. den Namen der in meinen Gedichten Gefeierten aber mit gothischer Schrift darüber gesetzt.

Dieses Gedichte- und Namen-Eingraben bildete aber das Grab meiner Liebe. Es begab sich nemlich, daß ein Waldaufseher diese meine Verliebe für etliche hundert Jahre anhaltende Unsterblichkeit vermöge der Eichbaumsrindenzerschneidung gewahrte. Ihm schien es wahrscheinlich nicht nothwendig, daß ich unsterblich werde, und deßwegen verklagte er mich als Waldverderber. Ich mochte dem Forstgericht von meinem dichterischen Treiben, von meiner Unsterblichkeitsliebe, vom Drang, immer an meine Geliebte zu denken und dieselbe zu verewigen, vorerzählen so viel ich wollte, das Gericht hielt sich an den Buchstaben des Gesetzes und strafte mich. Dieß passirte mir mehrmahl. Ich stieß unendlich viele Seufzer aus, aber je mehr ich seufzte, um so leichter ward mir um die Brust, obgleich es meinem Geldbeutel dabei auch immer leichter wurde. Ovid meint, das beste Mittel gegen die Liebe sei Holzspalten, ich aber meine, das Beste sei, wenn man

einen armen Schlucker an den Beutel hängt, daß er der alten Arbeit wieder nachgehen muß. Dieß that ich auch aus Noth, da ich meine Strafen bezahlen mußte. Je weniger ich nun mehr Gedichte machte, je weniger ich zeichnete, je mehr ich dagegen rechnete und längst liegengebliebene Geschäfte vollendete, um so weniger dachte ich an meine Angebetete. Es passirte mir jetzt schon manchmal, daß ich vergaß, sie zum Spaziergang abzuholen, während ich früher geglaubt hätte, ein Tag ohne sie bringe mir den Tod. Sie machte mir nun zwar hierüber Vorwürfe, aber je öfter sie dieß that, um so kälter ward ich. Ich glaube gar, das sonderbare Geschöpf wollte mich zwingen, sie zu lieben. Zwangsmaßregeln aber haben bei mir immer die entgegengesezte Folge, als welche bezweckt wird. Ich sollte mich zwingen lassen? Gott soll mich bewahren. Jetzt kam mir erst der Verstand.

Meine Herren Richter, sagen Sie mir gefälligst, wo hatte ich bis jetzt meine Augen gehabt? Ich kann Sie versichern, meine Herren Richter, sie war ein ganz gewöhnliches Mädchen. Durchaus nichts Ungewöhnliches. Nase und Mund, Augen und Ohren, Stirne und Kinn, Wangen und Kinnbacken — Alles in derselben Ordnung, wie bei anderen Menschen. Auch der Wuchs ganz wie bei andern.

Frauenzimmern, die nicht gerade ſchief ſind, nemlich ſchief gewachſen. Was aber das Gemüth, die Seele, das Herz und die ſonſtigen Eingeweide betrifft, ſo proteſtire ich feierlichſt gegen alle Verähnlichung mit meiner eigenen Menſchlichkeit. Im Gegentheil, ich erſah täglich mehr, daß wir zwei ganz conträre Anſichten über das Leben hegten und durchaus nicht zuſammenpaßten. Das war die Hauptaufklärung! Im Anfang, als ich zu dieſem Selbſtbewußtſeyn kam, konnte ich gar nicht begreifen, wie ein ſolches Weib mich habe alſo feſſeln können, allein aus der obigen Erzählung, meine Herren Richter, wird Ihnen Alles klar werden. Sie hat mich mit trügeriſcher Kunſt zu feſſeln geſucht; ſie that was in alten Zeiten Hexen und Liebestränke thaten. Aber wie? Vor Alters verbrannte man ſolche Geſchöpfe, und jetzt ſollten ſie ungeſtraft herumgehen? Dieſes Weſen hätte mich beinahe ſo weit gebracht, daß ich — nicht etwa einen dummen Streich gemacht hätte, denn deren machte ich in der That genug, ſondern daß ich bald der größte Narr auf Gottes Erdboden geworden wäre. Soll einem ſolchen Menſchen Nichts geſchehen, der oder vielmehr die einen Andern ſpeciell wahnſinnig zu machen ſich beſtrebt? Ich kann Sie verſichern, meine Herren Richter, es war ſchon ſo weit, daß mich

alle meine Bekannte bereits für einen Narren hielten. Sie würden dieß selbst sogleich gemerkt haben, wenn Sie unserer Unterhaltung manchmal zugehört hätten. Von welch' unberechenbarem Einfluß auf mein ganzes Lebensglück ist dieser Umstand, wenn ich mich einmal entschliessen sollte, eine andere aber vernünftige Parthie treffen zu wollen? Wird man sich nicht besinnen, mir die Hand zu reichen? Sodann, wäre denn der Zeitverlust für Nichts anzuschlagen? Wie viel Geld gieng darauf zu der Zeit, da ich Nichts arbeitete? Hätte ich während dieser Zeit nicht ein Erkleckliches verdienen können? Mußte ich nicht nachher mit gedoppeltem Fleiße arbeiten und noch dazu einen Hülfsarbeiter bezahlen?

Aus diesen Gründen glaube ich, Recht zu behalten, wenn ich auf eine Geldentschädigung antragen würde; allein in Anbetracht, daß dieß nicht nobel wäre, in Anbetracht, daß das Frauenzimmer kein Geld hat, und ich also bei einer Klage noch oben drein die Proceßkosten bezahlen müßte, ohne einen Groschen zu bekommen, in dieser Anbetracht will ich auf Geldentschädigung nicht weiter dringen, und ganz einfach nur eine Unschädlichkeitsmachungsklage anstellen. Ich glaube, das Frauenzimmer ist in Sicherheit zu bringen, damit sie nicht noch weiter ähnliches Unheil stifte, denn sie ist des Versuchs,

Wahnſinn zu erzeugen, von mir offenbar überwieſen worden. Zudem verlange ich ein offenes, gerichtlich bezeugtes Zeugniß von ihr, daß ſie mich ganz allein und ohne mein Zuthun verführt, daß ich aber glücklich von meiner Narrheit geheilt und wieder derjenige gewöhnliche Menſch geworden bin, als der ich in tiefſter Verehrung mich unterzeichne

Eines hochpreißlichen Gerichtshofs

unterthänigſter N. in N.,

geheilter Verliebter.

31.

Schreiben des Gerichtshofs in R. an den Amtmann B. in B., als Antwort auf das Schreiben des geheilten Verliebten.

P. P.

Amtmann N. in N. wird der Auftrag ertheilt, über einen gewissen N. in N., der sich selbst einen geheilten Verliebten nennt, aber ein nichtgeheilter Narr zu seyn scheint, Bericht zu erstatten, namentlich auch anzugeben, wie es um das Fassungs-Vermögen, die Urtheilskraft u. dergl. des besagten Menschen steht; ferner ihm unverzüglich zu eröffnen, daß eine gewisse N. in N., mit der besagter Herr in genauerer, längerer Verbindung gestanden haben muß, auf Ehelichung durch ihn geklagt hat. Besagter N. macht Ansprüche auf die N. wegen Ver-

leitung zu Thorheiten und Faullenzerei, besagte N. aber macht Ansprüche auf den N. wegen Raubung des guten jungfräulichen Namens durch täglichen Alleinumgang, so wie auch wegen mündlichen und schriftlichen Versprechens, sich ewig mit ihr zu verbinden. Dem Gerichtshofe erscheint es wahrscheinlich, daß besagte N. so gut etwas zu viel oder zu wenig im Kopfe hat, als besagter N.; er thut daher dem Amtmann zu wissen, daß, so guter Grund vorhanden ist, die beiden N. in N. miteinander ins Narrenhaus zu sperren sind, bis auf Weiteres. Dieß ist die beste Vereinigung für beide, so wie auch die beste Bestrafung. So beschlossen im Civilsenate in N.

F. C.

Im Namen des Gerichtshofs
N. in N.

32.

Lieutenant von N. an ſeinen Schwager, den Baron von N. in N.

Lieber Schwager!

Du weißt doch ſo gut als ich, warum wir unſere Frauen geheirathet haben. Allein der Teufel hohl's, es war für Nichts! Der Plan war ſo gut durchdacht und doch hat jetzt wieder Alles fehlgeſchlagen! Wiſſe, wir ſind nun wieder um eine Hoffnung ärmer. Auch von dieſer harten Krankheit iſt die Alte wieder erſtanden, und der Doctor hatte mir doch geſagt, daß ſie dieſen Typhus nicht überleben werde! Ich werde mir einen andern Arzt anſchaffen, aber was einſtweilen thun? Unſere Wünſche auf eine nahe Erbſchaft ſind wieder gänzlich zu nichte gemacht. Gerechter Himmel, was die Frau

für eine gute Natur haben muß! Aber — mein Seel, Schwager! (ich hab die Beobachtung schon öfters gemacht) eine Schwiegermutter hat ein härteres Leben als ein Iltis, und wenn ich Dir auf die unsere eine geladene Kugelbüchse abdrückte — ich glaube nicht, daß ich sie kalt machen könnte — eher würde die Kugel an ihr abprallen und mich selbst tödten. — Uebergieb' ihr den beikommenden Brief, der meinen herzlichen Glückwunsch zu ihrer Genesung enthält, denn gratuliren muß ich der Alten Wohlstands halber doch, so sauer mich's auch immer ankömmt. — Wie ich aber meine bereits auf ihren nahen Hingang vertröstete Gläubiger wieder beruhigen werde, das ist eine andere Frage. — Damit Adjeu! NB. Du wirst wahrscheinlich auch kein Geld haben?

Dein Schwager N. in N.

33.

Einladung in Vorigem

Hochzuverehrende,
allertheuerſte Frau Mama!

Die angenehmen Nachrichten von Ihrer glücklichen Wiedergeneſung haben die Herzen Ihrer Kinder mit den Empfindungen der reinſten Freude erfüllt, und mit Adlersſchwingen fliegt unſer vereinigter, heißer Dank für die Erhörung unſeres flehentlichſten und eifrigſten Gebets zum Himmel empor. Mögen Sie doch, geliebteſte und allertheuerſte Frau Mama, zu unſerem allerſeitigen Vergnügen noch eine lange Reihe folgender Jahre in beſtändiger — täglich erneuerter Geſundheit und Wohlfarth erleben — und bis zum entfernteſten Ziel unſerer

eigenen Tage der Segen und Troſt Ihrer glücklichen Kinder ſeyn. —

Ja theuerſte und verehrteſte Frau Mama, ſo fromme und aufrichtige Wünſche kann der Himmel gewiß nicht unerhört laſſen — er wird ſie erfüllen, und die frohe Verheißung jener Worte an Ihnen beſtätigen: „Ich will euch tragen bis ins Alter und bis ihr grau werdet — ich will es thun — ich will heben und tragen, ſpricht der Herr.“

Meine Frau küßt Ihnen ehrerbietigſt die mütterlichen Hände — und ich verharre mit Gefühlen der herzlichſten Liebe und Ehrfurcht u. ſ. w.

Ihr u. ſ. w.

N. in N.

32.

Apotheker in A. an den Physikus B. allda.

Wohlgeborner Herr,
Hochzuehrender Herr Doctor!

Endlich habe ich gestern die hiesige Officin mit allem Zugehör von der Wittwe N. erkauft, und erachte für meine Schuldigkeit, Euer Wohlgeboren hievon sogleich schuldigstermaßen zu avisiren, und mich in Ihre Protection und Gewogenheit gehorsamst zu empfehlen. Euer Wohlgeboren werden leicht glauben, daß es mir als einem jungen Mann, der diese theure Officin zum wenigsten Theil aus eigenen Mitteln bestreiten kann, nicht wenig daran gelegen seyn wird, solche bestmöglichst in Aufnahme zu bringen, und da ich zuverläßig versichert worden bin, daß eine der vorzüglichsten Ursachen, warum solche unter der bisherigen Besitzerin und ihrem

verſtorbenen Mann ſo ſehr in Abgang gerathen, darin beſtanden, weil Euer Wohlgeboren bisher zu Ihren Patienten ſehr wenige Arzneien verordnen, und öfters auch mehreren Perſonen, die ſolche gar wohl bezahlen könnten, bloße ſogenannte Hausmittel anzurathen gewohnt geweſen ſeien, ſo mache ich Euer Wohlgeboren hiemit im Vertrauen das Offert, Ihnen vom Betrag aller derjenigen Recepte, die Sie hinfür für meine Officin verſchreiben werden, fünf Procent zu bezahlen, und Ihnen hierüber von Quartal zu Quartal, als ein ehrlicher Mann, richtige Rechnung und Saldo zu thun. — Bei der bekanntlich hohen Taxe der Medikamenten kann ich dieſen Rabatt immer ohne Nachtheil auf mir leiden, und Euer Wohlgeboren erlangen dadurch ein Accidenz, das nicht zu verachten ſeyn wird. Je mehr Sie alſo für die Zukunft verſchreiben, deſto beſſer werden wir unſere beiderſeitige Rechnung dabei finden. — Ich bin u. ſ. w.

33.

Antwort des Arztes.

Ohne Umschweife: Ihr Vorschlag ist mir genehm. — Sie sollen Wunder erleben, was ich in Zukunft verschreiben werde. Ich fange ohnehin an, überzeugt zu werden, daß bei Anrathung der Hausmittel in praxi nichts heraus kömmt. — Auch werde ich vorzüglich auf solche Artikel abheben, die nach den Einkaufspreisen den mehrsten Profit abwerfen. Uebrigens sind Aspecten wirklich erwünscht. — Denn, es müßte nicht mit natürlichen Dingen zugehen, wenn auf die ausserordentlich feuchte Witterung, die wir im abgewichenen Monate gehabt, nicht in kurzer Zeit Ruhr und Faulfieber in Menge erfolgten. — Da wollen wir dann schneiden, was das Zeug halten mag. — Versehen Sie Sich nur ad interim mit ein paar Centnern Rhabarb. und China. — Wollen bald damit gar seyn.

Hätte sich der Herr Anteceſſor auf dieſe Weiſe mit mir einverſtanden, es ſollte gewiß kein Schade nicht geweſen ſeyn, und die Verlaſſenſchaft müßte ſich, dafür ſtehe ich Ihnen, um ein paar Tauſende höher erlaufen. — Der Narr glaubte aber, mit ſeiner wäſſerigten Bouteille Schnallen-Kordiak, und ſeinem Schächtelchen Rauchkerzchen, und ſeinem winzigen Zuckerhütchen in Rauchkerzchens Größe, womit er ſich alljährlich zum guten Jahr bei mir einſtellte, wäre der Sache Genüge geſchehen. Gott habe ihn ſelig! — Ich bin

Ihr wahrer Freund

Dr. N.

36.

Brief einer Dame in N., an ihre Schweſter in N.

Theuerſte Schweſter!

Ich kenne Dein Herz, Dein mitleidsvolles Herz. Du biſt meine Schweſter, durch die Bande des Bluts mit mir vereinigt; Dein Geiſt verſteht den meinigen, Deine Seele hat meine Gedanken. Darum wende ich mich an Dich, um in Deinen Buſen meine Thränen und, mein beladenes Herz auszuſchütten. Du wirſt mein Leid verſtehen, Du wirſt mit mir weinen.

Ach, meine theuerſte Schweſter, wir haben mit einander geweint, als uns die Eltern ſtarben; wir haben unſere Thränen vermiſcht bei jeglicher traurigen Gelegenheit, wie z. B. bei Deiner und meiner Hochzeit; noch nie aber ſind meine Thränen reichlicher gefloſſen, als jetzt. Ach, herzliebe Schweſter,

Er iſt dahin! Er weilt nicht mehr unter den Lebendigen! Seine Seele iſt in die Heimath zurückgeeilt, von der ſie einſtens gekommen! Geſtern Morgen hat er ausgelitten. Ach es war ſchrecklich, ſeinen Todeskampf zu ſehen! Er ächzte und ſtöhnte, als koſte es ihm das Leben. Ja und es hats ihn auch gekoſtet, trotz aller Mühe, die ſich die Aerzte gaben. Ich hatte deren drei, und ich kann mir daher in dieſer Beziehung keine Vorwürfe machen; auch wurde ihm treu abgewartet. Ich ſelbſt wachte die zwei letzten Nächte und immer waren zwei Dienſtboten mit dem Eingeben der Arznei und ſonſtigen Verpflegungen thätig.

Im Anfang hatten mir auch die Aerzte Muth gemacht; allein ich glaube, ſie thaten es mehr aus Mitleiden, weil ſie mein gramvolles Geſicht, die Angſt in meinen Zügen, die Thränen in meinen Augen, die Verzweiflung in meinen Worten ſahen, denn ich war vom Beginn der Krankheit an förmlich außer mir. Du weißt vielleicht nicht, daß Er in den letzten Wochen ſchon durchaus kein Fleiſch mehr aß. Auch wenn ich ihm von den feinſten und fetteſten Biſſen herunterſchnitt, Er ließ ſie liegen, ohne ſie anzurühren. Brod nahm er ohnehin keines zu ſich. Dazu war ſein Körper zu zart und ſinnig. So gab ich ihm die ganze Zeit her nichts

als Zuckerbrod. Aber auch dieſes wollte ihm in den letzten Tagen nicht mehr recht munden. Die Aerzte meinen nun zwar, er hätte ſich den Magen überladen mit dieſen Süſſigkeiten, allein ich kann dieſem nicht Schuld geben, denn er aß täglich kaum für einen Gulden. Im Gegentheil glaube ich, es muß ein inneres Geſchwüre aufgebrochen ſeyn, wie das bei dem ſeligen N., Deines Mannes Onkel, auch der Fall war, denn die Krankheit hatte ganz dieſelben Symptome. Ich hätte ihn deshalb gerne öffnen laſſen, wenn nur das dumme Zerſchneiden nicht dabei nöthig geweſen wäre. Aber denke Dir ſeinen ſchönen zierlichen Körper und dann die rohen Aerzte mit ihren Scalpiermeſſern! Es wäre nicht zum Aushalten geweſen. So weiß ich eigentlich noch nicht, woran Er geſtorben und nur die traurige Gewißheit bleibt mir, daß Er nicht mehr iſt.

O Himmel! Sende mir Troſt, um das Unmenſchliche ertragen zu können! Ach, wie ſchön ſingt der Dichter: „zertrümmert iſt das Glück meiner Liebe!“ Noch immer ſchwebt mir ſein Blick vor, als er das brechende Auge noch einmal zu mir erhob, ehe er es für immer ſchloß! Ach, wie oft hatte mich daſſelbe liebevoll und zärtlich angeſchaut! Wie oft hatte es neckiſch gelächelt, wenn ich mit ihm ſpielte! Wie oft zürnte es auch, wenn

ich ihm seinen Willen verweigerte! Noch immer mache ich mir über diesen letztern Punkt Vorwürfe und ich glaube, ich könnte viel getroster in die Zukunft sehen, wenn wir nie Streit mit einander gehabt hätten; doch ist es mir wieder ein süßer Trost, daß ich ihm nur Einmal einen Schlag gab und der war so sanft und zärtlich, daß er eher als ein Liebesbeweis hätte gelten können, denn als eine Züchtigung. Er hatte damals drei Verbrechen auf einmal begangen, nehmlich erstlich meinen Nachtisch gestohlen, da er, weil ich ihn immer auf der Schooß hatte, leicht auf den Tisch gelangen konnte; dann zweitens der Magd in den Finger gebissen und zuletzt gar noch ins Bett gemacht. Das war denn doch gar zu unschicklich! Sonst aber darf ich mir gewiß keine Vorwürfe machen.

Ach, er war auch so dankbar! Am Ende seines irdischen Daseins wollte er fast von Niemand mehr Etwas annehmen, als nur von meiner Hand. Man sah es ihm an, wie wohl es ihm that, wenn ich in seiner Nähe war, und Thränen schienen ihm im Auge zu stehen, wenn ich mich nur auf einen Augenblick entfernte. Noch eine Stunde vor seinem Tode wollte er mir noch sein liebes Vorderhändchen reichen, gleichsam um für dieses Leben von mir Abschied zu nehmen, vielleicht um mir

noch etwas anzuvertrauen, was ſich auf ſeinen letzten Willen bezog; allein er war zu ſchwach dazu. Jetzt ſteht ſein Bettlein ſo verwaiſt neben dem meinigen. Ich ſchaue immer hin und ſehe meinen guten, meinen himmliſchen Joujou nicht mehr! Du weißt, ich habe ihm erſt vor einem halben Jahre eine ganz neue Matratze und ein neues Ueberbett machen laſſen und gerade deßhalb erhielt er jenen einzigen Schlag, weil er dieſes neue Bett ſogleich verunreinigt hatte. Ich hoffte, er würde das Bettchen zerreißen, ehe das meinige renovirt werden müſſe; ich hoffte, er würde mich überleben: aber ach, was ſind der Menſchen Hoffnungen! Sie ſind auf Sand gebaut.

Ich leſe jetzt wieder öfter in der Bibel, als ſeit langen Jahren, und beſonders ziehen mich die Troſtſprüche Salamonis an, der das Leben ſo gar wohl gekannt haben muß, denn er rief ja immer: „Alles iſt eitel.“ Ja wohl iſt Alles eitel! Einen ſo treuen Freund bekomme ich nicht wieder! Gott weiß es, womit ich dieſen harten Schlag verſchuldet habe! Aber ach, die Menſchen glauben mir nicht einmal, wie ſehr ich leide. Mein Körper iſt vom Schmerze und von dem vielen Wachen ſo angegriffen, daß ich das Bett hüten und ſelbſt Arznei nehmen muß. Die Aerzte haben mir deßwegen Scho-

nung und Ruhe ſtreng geboten. Denke Dir, ich darf nicht einmal Beileidsbezeugungen annehmen! Sie würden mich auch nur von Neuem angreifen, von Neuem die Poren meines Schmerzes öffnen, die nun mit Gewalt verſtopft werden ſollen. Aber ich konnte es nicht aushalten; ich mußte Dir mein Leid klagen, wollte ich nicht in Jammer vergehen; denn mein Mann verſteht mich nicht und hat mich nie verſtanden. Nur allein das Stubenmädchen weint mit mir, und ich habe ihr deßhalb auch ein neues Kleid verſprochen.

Mein Mann iſt doch recht roh. Als er die Nachricht von dem Ableben des Joujou hörte, da meinte er, was denn da weiter ſey? Ja er ſetzte etwas hinzu, was ich nur mit Schluchzen niederſchreiben kann. Er ſagte: „es ſey ja nur ein Vieh weniger in der Welt.“ Meinen Joujou ein Vieh heißen! Meinen Joujou, der doch mehr als Menſchenverſtand hatte! Es iſt ein Beweis von Nichtbildung, die ich meinem Manne immer vorwarf, und ich glaube, am Ende iſt es ihm gar lieb, daß der treue Joujou nicht mehr iſt, denn er behauptete immer, ich hätte denſelben lieber, als ihn. Ich mag gar nicht daran denken. O! wäre ich nie verheirathet! Hat er mir doch verweigert, mir ein Trauerkleid machen zu laſſen! Alſo nicht einmal trauern

ſoll ich um den armen Joujou, und ich hatte mir ſchon einen ſo ſchönen Seidenzeug ausgewählt, der mir trefflich geſtanden haben müßte! Ja mein Mann gieng in ſeiner Grauſamkeit noch weiter. Ich wollte den lieben Joujou ausbalgen laſſen, um wenigſtens Ein Andenken zu haben; allein auch dieß litt er nicht. Du weißt, es lebt hier ſeit einigen Monaten ein geſchickter Künſtler in dieſem Genre. Er hat der Gräfin N. ihr Kätzchen Mimi ganz wunderſchön ausgebalgt. Man glaubt, es lebe und die Gräfin hat faſt eine eben ſo große Freude an dem todten Mimichen, als früher an dem lebendigen. Auch den Kakadu der Baronin N., hat er vortrefflich ausgebalgt, und derſelbe ſteht jetzt in ihrem Geſellſchaftsſaal, zum Sprechen einem lebenden Vogel ähnlich. Ach wenn nur mein Joujou ausgebalgt worden wäre, welche Freude hätte ich erlebt! Ich hätte ihn neben meinem Bette wie bisher gehabt! Ich hätte mir alles täglich wiedererzählen können, was ich mit ihm genoſſen! Es wäre geweſen, wie bei den Mumien der Egyptier, von denen ich einmal geleſen. Auch hätte die ganze Geſchichte nicht viel gekoſtet, höchſtens vier Louisd'or, und dennoch litt es mein Mann nicht! O Männer, was habt ihr für Seelen! Der Meinige meinte, ein Hund ſey kein Menſch und auch die Menſchen balſamire man nicht

mehr ein. Gott, es war mir schrecklich, als ich ihm auch hierin, wie bei dem Trauerkleide nachgeben mußte! Sind denn die Männer zu Nichts erschaffen, als um uns zu ärgern und uns zu widerstehen? Mein Mann muß gar kein Gefühl im Busen haben, oder vielmehr, ein Stein muß die Stelle seines Herzens vertreten, denn er ließ mir durch den Bedienten sagen, man soll das todte Vieh dem Schinder überantworten. Gott, welche Brutalität! Aber ich habe ihn auch herunterlaufen lassen und daß der Bediente keine Ohrfeige von mir bekam, war Alles. Er muß mir deßwegen aus dem Hause, der Johann. Er hätte können gescheudter und gebildeter seyn, als sein Herr! Doch hierin habe ich, Gott sey Dank, meinem Manne nicht nachgegeben. Ich wollte zwar den lieben Jonsen auf dem Kirchhof beerdigen lassen und schrieb deßhalb auch an den Prediger, aber die Männer halten alle zusammen, und Einer ist weniger werth, als der Andere. Das Stubenmädchen weinte, als sie von dem Pfarrer zurückkam. Sie wollte mir gar nicht sagen, was der Prediger geantwortet habe. Endlich gestand sie mir, er habe gelacht, als er meinen Brief gelesen. Gelacht? Ueber was denn? Ja er hätte sogar etwas von einer Närrin gemurmelt. Von einer Närrin? Am Ende wäre wohl gar ich die

Närrin? Der elende Pfaffe bekommt doch alle Neujahr seine zwei Ducaten von mir, und ich weiß wahrhaftig nicht wofür, denn ich bin schon seit meiner Hochzeit nicht mehr zum Versöhnungsmahl gegangen. Und dennoch schlug er mir meine Bitte rund ab. Warte nur, ich will dir künftig noch zwei Dukaten schicken! Meinem Joujou kein ehrliches christliches Begräbniß! Als ob er kein so guter Christ gewesen wäre, als der Pfarrer selbst! Mein Joujou hätte mich gewiß nie eine Närrin genannt, wenn er hätte sprechen können, ein organischer Fehler, der ihm aber allerliebst stand. Ich habe nun seine theuren Ueberreste im Garten hinter dem Hause beisetzen lassen, dort hart am See unter der Cypresse. Der liebe Joujou ruht vier Schuh tief unter kühler Erde. Einige Trauerweiden zieren sein Grab und ringsum ist es mit Moosrosen und Jelängerjelieber bepflanzt. Es muß recht schön aussehen, nemlich das Grab, ich selbst habe es noch nicht gesehen, des Bettliegens halber. Ich werde ihm einen Grabstein setzen lassen, mit der einfachen Inschrift: „hier ruht Joujou;" denn alle seine Tugenden aufzuzählen würde zu vielen Raum wegnehmen.

Ach meine liebe Schwester „es ist ein traurig Loos um aller Menschen Leben, wenn es lang

währt, so währet es 60, und wenn es hoch kommt, so dauert es 70 Jahre.“ So heißt, glaube ich, ein Spruch des weisen Salomo und mein Joujou war erst sieben Jahre alt, denn ich bekam ihn, als er gerade ein Jahr alt war; es war glaube ich, am Jacobifeiertage. Wenigstens feierte ich an diesem Tage jedes Mal seinen Geburtstag, da sein Namenstag nicht im Kalender stand und ich auch keinen Taufschein von ihm aufzuweisen hatte. Lebe nun recht wohl, liebe Schwester und traure mit mir. Doch ich darf Dich nicht erst darum bitten; Dein mitleidsvolles Herz, Deine gefühlvolle Brust wird von selbst über meinen Jammer gerührt werden und meine unermeßliche Trauer gerecht finden. „Man liebt nur Einmal im Leben wahrhaftig,“ singt der Dichter.

Ich bin wie immer

Deine

untröstliche Schwester

N. in N.

NS. Meinst Du nicht, man könnte eine kleine Todesanzeige in die Zeitung rücken lassen? Thue das in meinem Namen. Dein Mann ist wohl so gut, sie aufzusetzen. Da habe ich fast vergessen, Dir zu schreiben, daß mein Mann auch krank im Bette liegt. Er hat das Schleimfieber, das leicht in Nervenfieber ausarten könnte. So sagt wenigstens sein Arzt, der alle Tage zwei Mal kommt, weil er die Sache für gefährlich hält. Was

nur der wieder koſten mag, und der Apotheker, denn er hat, glaube ich, ſchon zehn oder noch mehr Arzeneien! Schicke mir auch ſeines Florband, denn ich will meinem Vögelchen, der Puli, der ich nun alle meine Liebe zuwenden werde, ein Halsbändchen davon machen laſſen, damit ſie um den guten Joujou trauere.

37.

Zwei Antworten auf diesen Brief.

I.

Antwort vom Schwager der Dame in B.

Madame und Schwägerin!

Es thut mir Leid, daß ich den letztern Namen beisetzen muß, denn ich hätte Sie lieber gerne als eine völlig Fremde betrachtet und mitleidig die Achsel gezuckt und gar Nichts gesagt. So aber, da Sie zufällig meiner Frau Schwester sind, und gar noch meine Frau haben verführen wollen, eben so närrisch zu werden, wie Sie selbst sind, will ich das letzte Rettungsmittel versuchen und Ihnen einmal ein Spiegelbild von Ihnen selbst vorhalten, das Ihnen wohl nicht so angenehm seyn dürfte, als das Bild, welches Ihnen ihre vielen Spiegel in Ihren Zimmern wiedergeben.

Madame! Was ist aus Ihnen geworden! Ich habe es schon ausgesprochen, und wiederhole es

noch einmal und so oft Sie es wollen oder nicht wollen, Sie sind eine vollkommene Närrin. Gott sei gelobt, daß meine Frau, die leider Ihre Schwester ist, ganz anders denkt! Woher kömmt das? Daher kommt es, daß meine Frau arbeitet und weiß, was sie zu thun hat; daher, daß sie ihre Haushaltung selbst besorgt und ihre Kinder pflegt; daher, daß sie ihren Mann liebt, wie ein Weib den Gatten lieben soll. Sie thun das Alles nicht, sondern von allem dem das Gegentheil. Warum? Weil der Teufel sie verführt hat, eine Närrin zu werden.

Sie sagen mir vielleicht, Sie hätten keine Kinder? Wohl haben Sie keine, und danken Sie Gott tausend Mal dafür, denn entweder hätten Sie dieselben völlig vernachlässigt oder aber Affen aus ihnen gebildet. Sie sind nicht die einzige Mutter, die es so macht. Gott behüte! Ich lasse Ihnen hierin Gerechtigkeit wiederfahren. Aber wenn noch hundert Mütter so handelten, wie Sie handeln würden im Falle der Mutterschaft, sind Sie deshalb zu entschuldigen? Aus Kindern sollen Menschen gebildet werden, Sie aber würden Carricaturen aus denselben bilden. Sie würden dieselben in Zierpuppen verwandeln und als wohlangezogene Affen den Leuten zeigen. Ich sage Ihnen, zwischen „wohlangezogen" und „wohlerzogen" ist ein

Unterschied, wie zwischen einem Schneider und einem Manne von Werth. Wenn Eines Ihrer Kinder sein Kleidchen beschmutzte, so wäre es Ihnen mehr, als wenn es seine Aufgabe nicht lernte. Wenn es nach Ihnen schlagen würde, so würde Sie über seine zierliche Handbewegung lachen und wenn es ins Bett pissen würde, so gäben Sie ihm die Zuchtruthe. Wenn es ein schön Compliment machte, so gäben Sie ihm ein Zuckerbrod, und wenn es aus Trotz weinen würde, so würden Sie es liebkosen, um es zu trösten. Wenn es aber sein Hütchen vergäße, im Sonnenschein aufzusetzen, so bekäme es eine Maultasche und wenn es seine Strumpfbänder nicht knüpfte, so würde es in Prison gesteckt. Sie würden Ihren Kindern Gouverneure und Gouvernanten halten und höchstens alle Mittag eine Viertelstunde nach ihnen sehen; Sie würden vor den Leuten mit Ihren Zierpuppen prahlen und wenn Sie alleine sind, sich nicht um die Rangen bekümmern. Kurz Madame, Sie würden seyn, wie manche andere Dame, deren Damenhaftigkeit Gott verdammen möge und statt einer Kindermutter eine Rabenmutter seyn. Also gelobt sei Gott, daß Sie keine Kinder haben. Allein wenn man dieses Segens entbehrt, weil man desselben nicht würdig ist, muß man deßwegen seine Liebe auf sündhafte Weise ver-

wenden? Wenn Sie keine Affenliebe zu einem Kinde haben können, müssen Sie deßwegen eine Affenliebe zu einem Hunde haben? Ich rathe Ihnen nicht an, ein Waisenkind an Kindesstatt anzunehmen, denn es wäre diesem Kinde besser, es wäre nie geboren, als von Ihnen erzogen zu werden, aber ich rathe Ihnen an, anders zu werden, oder in ein Narrenhaus zu gehen.

Madame! wissen Sie, was ich glaubte, als ich den Anfang Ihres Briefes las? Ich glaubte, es sey Ihnen ein naher Verwandter, oder eine sonstige Freundesperson gestorben. Ich fing an, Mitleid mit Ihnen zu bekommen und am Ende zeigte sichs, daß Sie über einen Hund trauerten. Ein Hund und Thränen! Madame! Ich habe von jeher an Ihrem Verstande gezweifelt, aber jetzt zweifle ich gar nicht mehr daran, daß Sie keinen haben. Ein Mann könnte allenfalls noch über den Verlust eines Pferdes oder Hundes betrübt seyn; aber es wäre dies dann ein Pferd, das ihn zehnmal in die Schlacht getragen oder ein Hund, der ihm das Leben gerettet hat, wie man dergleichen Beispiele öfter in der Geschichte liest. Aber weinen! Man weint nur über den Verlust eines Freundes oder eines Geliebten, und nun vollends über einen solchen Hund! Was war denn Ihr Hund! Ein Spiel-

zeug wars, ein unnützes, dummes Spielzeug. Sollte er etwa Ihr Haus bewachen? Der Bursche konnte ja nicht einmal bellen, höchstens kläffen, wie ein altes Waschweib. Sollte er Sie vor Ihren Feinden schützen? Das Thierlein war ja so winzig und klein, daß es vor einer Maus davensprang. Ihr Vieh that nichts, als ein bischen Fressen und das nicht einmal, wie ein Hund soll, sondern vielmehr wie ein verzogenes Kindchen, das die Mutter mit Gewalt zu Tode füttert. Sie freilich konnten nur über einen solchen Verlust weinen. Lassen Sie immer Ihre Thränen fließen. Es steht Ihnen recht gut und ich müßte selbst weinen, wenn ein Weib, wie Sie, über etwas Anderes, als über eine solche Caprice weinen würde. Wissen Sie, wann ich das letzte Mal weinte? Das war, als Napoleon starb. Das Warum? begreifen Sie nicht; deßwegen will ich es auch Ihnen nicht auseinandersetzen. Ueberhaupt Weiberthränen! Ein Weib weint, wenn ihr Mann stirbt, und wenn die Suppe versalzen ist; wenn die Welt untergeht und wenn ihr Schooßhund stirbt. Weiberthränen sind Crokodillsthränen. Weiber weinen, wenn sie innerlich lachen; sie weinen mit guten Freundinnen und sind im Herzen voll Schadenfreude. Weinen Sie nur, denn Sie wären ja sonst kein Weib. Ich aber kann Sie

verſichern, daß, wenn zufällig nicht meine Frau und einige andere Weiber in der Welt wären, vor denen ich noch Achtung habe, ich alle Weiber verachten würde, wie einen Mann, der kein Mann iſt.

Warum iſt ein Weib in der Welt? Deßwegen, daß ſie ihren Mann liebt und hochſchätzt; deßwegen, daß ſie ihrem Hauswesen vorſteht, und ihren Mann als die Quelle ihres Hausſtandes betrachtet. Aber was thun Sie? Sie haben einen Mann und zwar einen herzguten Mann; einen Mann, von dem ich wünſchte, daß er alle Teufel im Leibe hätte, während er Ihnen den Engel der Nachgiebigkeit zeigt, um den Frieden im Hauſe zu haben. Ihr Mann läßt ſich Alles gefallen, weil er Ihr Mann iſt, und Sie ſind eine Närrin geworden, weil ſich Ihr Mann Alles gefallen läßt. Und wie behandeln Sie Ihren Mann, der Ihnen Alles zu Willen thut? Sie behandeln ihn ſo, wie Sie Ihren Schooßhund behandeln ſollten. Wahrhaftig, Sie ſprechen von der Krankheit Ihres Mannes, als ſprächen Sie von einem Kleide, das beim Schneider iſt. Sie ſprechen von dem Gelde, das Ihres Mannes Krankheit, das der Arzt und die Apotheke koſte und wollen Ihren Hund für ein Paar Louisd'or ausbalgen laſſen! Seyn Sie verſichert, Madame, daß ich noch mehr daran rücken werde, um

Sie nach Ihrem Tode ausbalgen zu lassen, denn ein solch' Exemplar von einem menschenähnlichen Wesen wird selten anzutreffen seyn. Ich gäbe aber das Doppelte und Dreifache, wenn ich Sie schon bei Lebendigem Leibe ausbalgen lassen könnte, so wenig auch Ihr Balg werth ist.

Madame, die Sie gleichgültig sind, wenn Ihr Mann auf dem Krankenbette liegt, und vor Schmerz vergehen möchten, wenn Ihr Hund crepirt, ich frage Sie, Madame, was würden Sie gethan haben, wenn Ihr Mann statt Ihres Hundes gestorben wäre? Das will ich Ihnen sagen. Sie hätten Ihren Hund in den Arm genommen und hätten an Ihren Mann nicht mehr gedacht. Doch nein, ich thue Ihnen Unrecht. Sie hätten auch geweint; das ist ja Sitte. Sie hätten geweint und sich Trauerkleider angeschafft. Aber was für Trauerkleider? Solche, die Ihnen gut gestanden wären, um einen andern Mann ins Garn zu locken. Oh, es giebt noch viel Wittwen, wie Sie eine wären! Eine Wittwe jetziger Zeit ist wie eine Lockspeise anzusehen. Kaum ist der erste Mann unter der Erde, so denkt die Wittwe schon wieder an den zweiten. Sie trauert äusserlich und lacht im Herzen; sie weint vor den Leuten und freut sich im Stillen; sie verwünscht öffentlich alle zweite Ehen, und kann sich kaum hal-

ten, bis sie den zweiten Mann im Arme hat. Ich könnte Ihnen auch entgegengesetzte Beispiele anführen und zwar gerade und hauptsächlich aus der Bibel, die Sie jetzt Ihrem Briefe nach so eifrig studiren. Allein ich verweise Sie an die Heiden, welche von den Christen so sehr über die Achsel angesehen werden. Eine Römerin schloß sich halbe Jahre lang ein, wenn sie Witwe geworden war, und eine Ostindierin ist die unglückseligste Frau, wenn sie sich nicht mit ihrem Manne verbrennen lassen kann. Sie sind eine moderne Frau, die so eben dem Todten den Abschiedskuß gegeben hat und sich nun die Lippen wischt, um den Lebendigen zu küssen, der an die Stelle des Todten treten soll. Die Galle läuft mir über, wenn ich an Sie denke, Madame! Es giebt Weiber, welche viele schlechte Eigenschaften haben, aber Sie haben alle die schlechten Eigenschaften, welche alle Weiber zusammen haben. Madame, weinen Sie; aber weinen Sie über sich selbst. Ich bin kein Frömmler, aber doch sage ich, weinen Sie über Ihre Sünden.

Madame, es giebt ein Sprichwort in Deutschland: das heißt: „er hat ihn wie seinen Hund behandelt." Sie aber machen dieses Sprichwort umgekehrt; denn Ihr Mann müßte zufrieden seyn, wenn Sie ihn wie ihren Hund behandeln; dann

hätte er eine Frau, die für ihn sorgen würde, Mitleid mit ihm und Liebe für ihn hätte. So aber hat er ein Wesen um sich, dem nur vier Füße fehlen, um kein menschliches Wesen mehr zu seyn.

Madame, Sie haben wohl diese donnernde Epistel nicht erwartet. Aber es bleibt nicht beim Donner, sondern es soll auch blitzen und zünden. Was glauben Sie, daß ich Ihrem Manne rathe? Ich rathe ihm, seinen Haushalt gering zu machen und Bediente und Mägde fortzuschicken. Sie sollen einmal arbeiten lernen, dann werden Sie wieder menschlich fühlen. Die lange Weile hat Sie närrisch gemacht und die Unlust vor der Arbeit rief die Schlechtigkeit in Ihnen hervor. Doch sorgen Sie nicht, Sie sollen keine lange Weile mehr haben. Kochen müssen Sie von nun an, kochen, nähen, stricken, waschen, aufputzen, Alles müssen sie selbst thun. Wollen Sie nicht, dann mögen Sie meinetwegen in zerrissenen Kleidern einhergehen, den jährigen Schmutz auf dem Leibe. Meinetwegen mögen Sie sich auch zu Tode hungern, dann werden Sie um so bälder mit Ihrem Hundeliebhaber vereinigt, dem sie ja doch ihre Menschenliebe zuwandten.

Eines thut mir Leid, Madame, daß die Aergötterei nicht mehr gestraft wird. Todesstrafe sollte nicht darauf stehen, aber das Irrenhaus. Dahin

würde ich Sie dann senden, denn Sie haben mit Ihrem Schooßhunde Abgötterei getrieben und nichts Anderes. Da aber Abgötterei nicht mehr gestraft wird, so werde ich Ihrem Manne noch ein anderes Mittel anrathen. Er soll den Hund ausgraben und sein Fleisch Ihnen vorsetzen lassen. Mögen Sie den Hund mit Haut und Haaren fressen, an dem Sie vorher schon eine Affenliebe gefressen hatten!

Madame, Sie werden nach Lesung dieses Briefes wahrscheinlich in Ohnmacht fallen. Ich wünschte dabei nur, daß Sie entweder gar nicht mehr oder gebessert daraus erwachen würden. Mit meiner Frau werden Sie allen Briefwechsel abbrechen, bis Sie wieder fähig sind, menschlich zu denken.

Mit Unwillen unterschreibe ich mich

Ihren Schwager

N. in N.

38.

2.

Vom Bruder der Dame in V. an diese.

Theure, unglückselige Schwester!

Ich fühle mit Dir, ich weine mit Dir, ich jammere mit Dir! Ich las deinen Brief an die Schwester; ich las auch die Antwort, welche Dir der Schwager darauf schrieb. Ach, mein Gott und ihr himmlischen Heerschaaren, was ist das für ein roher Mensch! Keine Sympathie, kein Mitgefühl für menschliches und thierisches Leiden! Welche Antwort gab er Dir, der Tiefbetrübten! Bekümmere Dich nichts darum, innigst Bemitleidete! Es kann nicht Jedermann ein weiches Herz haben. Ach, nur euch Frauenzimmern ist es beschieden, also sylphidenartig das Gewebe um die Gefühlswerkzeuge gewunden

zu haben, daß dieſe im Augenblick hervortreten können, wie ſie wollen! Ihr ſeyd ſanfte Geſchöpfe, voll Zartheit und Anmuth. Eure Gedanken ſind ſo weich, daß man ſie wie Butter zerdrücken möchte und Eure Gefühle ſind ſo luftdurchſichtig, daß ein Mann von grobem Schrot und Korn ſie gar nicht zu faſſen vermag. Ihr ſeyd zu ſublim für dieſe Welt. Darum verſtehen euch die Männer, wenigſtens die gewöhnlichen Schlages, nicht; ich aber, ich verſtehe Dich, denn ich weine ja mit Dir.

Ach, wie gerecht iſt dein Schmerz! Der gute Joujou, der treffliche Joujou, der himmliſche Joujou! O, wie weiß war ſeine linke Vorderpfote und wie lang das Haar ſeines Schwanzes! Wie ſüß wußte er zu lächeln mit dem letztern und dankbar zu winken mit der erſtern! Er war eines beſſern Schickſals würdig! Die rohen Männer, ſie behandeln das Vieh als Vieh. Euch, den ſinnigen Damen, iſt es vorbehalten, das Menſchliche im Vieh zu entdecken. Ach, wie viele Eigenſchaften ſind oft beim Vieh menſchlicher, als bei den Menſchen ſelbſt! Wenn ich es ſo recht bedenke, ſo wird mir der Glaube der Alten immer wahrſcheinlicher, daß in einer Viehſeele mindeſtens eine Menſchenſeele verborgen ſey. Ich gehe nur noch weiter und glaube, daß manches Vieh ein wahres Engelein iſt. Es wird mir

immer wahrscheinlicher, daß auch wir nach unserem Tode in irgend ein Vieh verwandelt werden, wie denn solche Procedur manchmal in diesem Leben schon ihren Anfang nimmt. „Die Seelenwanderung, sie ist kein leerer Wahn.“

Aber ach, meine theuerste Schwester, wo wird nun die Seele des armen Abgeschiedenen weilen? Wird sie zurückgegangen seyn ins große Weltmeer, darin alle Geister den ewigen Schlaf schlafen? Wird sie in einen andern Körper verwandelt worden seyn, um noch einmal die Zeit der Buße zu erstehen? Wird sie aufgenommen seyn in die Schaar der seligen Geister, die oben in ewigen Himmelshöhen den Thron des höchsten Geistes umschweben? Du siehst, ich werde ganz poetisch begeistert, wenn ich an die Seele deines Jeujeu denke; allein gewiß, gewiß ist seine Seele gen Himmel gefahren. Gewiß schaut er nun als ein verklärter Geist auf Dich herab, um dein Wohl auf immer zu bewahren! Ja auch die Lehre von den Schutzengeln, sie ist kein leerer Wahn; und wohl Dir, Du hast nun den Engel Jeujeu zu dem Deinigen gewonnen. Darum traure nicht, du Theure, ihm ist jetzt wohl, nach Abstreifung seiner irdischen Hülle. Bedenke, wie viel Schmerzen es dem himmlischen Geiste, so lange er in diesem irdischen Leib eingekerkert war, machen mußte,

wie ein Hund zu bellen, und wie ein Vieh zu freſſen. Er beurkundete zwar ſchon damit ſeine Abkunft, daß er nur Zuckerbrod fraß, allein unbequem muß es ihm doch geweſen ſeyn, hienieden ohne Meſſer und Gabel, ja ſogar ohne Löffel die Speiſen zu ſich zu nehmen, da er wahrſcheinlich vorher, nehmlich ehe er als Hund auf dieſe Welt kam, an dieſe Dinge gewöhnt war. In dieſer Hinſicht hätteſt Du vielleicht vorſichtiger handeln können und ihm dergleichen Inſtrumente wenigſtens anbieten ſollen. Allein in ſonſtiger Beziehung haſt Du Dir nichts vorzuwerfen. Der liebe Gott, der die Herzen aller Menſchen prüft, er wird finden, welch' edles Gemüth Du beſitzeſt.

O Himmel, rufe ich daher aus, wie könnte man Dir den Vorwurf machen, daß Du deinen Mann weniger als deinen Hund liebteſt? O Ungerechtigkeit über Ungerechtigkeit! Warum iſt Platina mehr werth als Silber? Warum Gold vollwichtiger als Bley? Einen Jenjen, — nein den findeſt Du nicht wieder, denn „nur Einen gab es in der Welt," ſagt der Dichter. Ich will damit nicht ſagen, daß Du leicht wieder einen Mann finden würdeſt; allein immer doch leichter, als einen Jenjen. Glaube mir, liebſte Schweſter, es war nichts als Egoismus, daß der Schwager Dir jenen groben niederträchtigen Brief

schrieb. Es erzürnte ihn, daß er weniger werth seyn sollte, als dein Jenjen, der verblichene. Ach wie gerne bescheide ich mich da! Wie wohl bin ich mir bewußt, daß ich dieselben Eigenschaften, wie der Dahingeschiedene, mir nie erwerben könnte! Wie bewundere ich deinen Geist, der sogleich die wahre Sachlage herausfinden, sogleich wissen konnte, auf welche Art dieses zarte Wesen mit vier Füssen behandelt werden müsse! Meine Schwester, der Werth, den ich vorher schon auf Dich zu legen Ursache hatte, er ist jetzt verdoppelt worden.

Wallfahrtest Du oft zum Grabe des zu früh Verstorbenen? Ach, es muß ein wunderbar erhebender Anblick seyn, so im Mondschein auf dem Grabe zu stehen und nach den Sternen hinaufzublicken! Siehe eben am Himmel ist auch ein Hundsgestirn und noch ist nicht entschieden, ob nicht die Seelen aller Hunde in dieses Gestirn fahren und dort von der Zeit ihrer Auflösung an ein seliges Hundeleben führen. Ich kann Dich mir ganz deutlich vorstellen, wie Du ähnliche Beobachtungen auf dem Grabe des Unvergeßlichen anstellst! Ich kann mir Dich vorstellen, wie Du eine Blume pflückst vom Grabe und sie an deinen Busen steckst, zum ewigen Angedenken an den Geopferten! Denn wer weiß, ob er sich nicht selbst geopfert hat? Ein Hund, wie

feierlichen Begebenheiten üblich, ſchreibſt. Sollteſt Du in der That dieß Alles unterlaſſen haben? Ach wie würde mich da der arme Verblichene dauern! Er wird ſich im Grabe umdrehen, denn kein Prieſter hat es geſegnet! Er wird nach ſeiner Auferſtehung ſchmachten, damit er den Menſchen zeigen könne, wer er war! Häzteſt Du nicht wenigſtens einen kurzen Lebensabriß des Verſtorbenen verfertigen laſſen können? Nicht wenigſtens auf ſeine Geburt, ſeine Eltern, ſeinen erſten Unterricht, ſeine erſte Einführung in die Geſellſchaft u. ſ. w. hinreichen, ſodann über ſeine Tugenden in politiſcher, geſellſchaftlicher und religiöſer Beziehung Etwas ſagen laſſen können? In der Politik war er zwar, glaube ich, nicht ſehr ſtark, um ſo mehr aber in der Religion, denn da gehörte er zu den Separatiſten, welche die Kirche nie beſuchten. Am meiſten zeichnete er ſich aber offenbar durch ſeine geſellſchaftlichen Verdienſte aus; denn ſo ſehr anſtändig er ſich auch in jeder, ſelbſt in der gemeinſten Hundegeſellſchaft, aufführte, ſo ſehr zog er doch die Menſchengeſellſchaften, beſonders den Umgang der Frauen vor. Ach liebe Schweſter, unterlaß es ja nicht, einen ſolchen Lebensabriß ſchreiben und drucken zu laſſen. Beſonders ſuche auch nach ſeinen etwaigen Nachkommen

dieſer, iſt zu Allem fähig. Er ſah vielleicht, wie Dein Mann, in ſeinem unſeligen Wahne den Hund für einen Hund haltend, Dich weniger liebkoſte, weil Du den Hund mehr liebkoſteſt. Er ſah es und ſah die häuslichen Wirren voraus, und als eine neue Charlotte Stieglitz entſchloß er ſich, als Sühnopfer ſelbſt zu fallen, und ſiehe da, er — er nahm Gift. Gewiß hat er Gift genommen; vielleicht hat er ſich auch zu Tode gehungert, da er ſich nicht todtſchießen konnte, was eine edlere Todesart geweſen wäre. Allein laß deßwegen das Grab nicht noch einmal aufgraben; es wird auch durch eine Section nunmehr nicht anders, als es iſt, und gröſſere Verehrung können wir zwei für den Hund doch nicht mehr bekommen, als wir ſchon haben.

Er ſchläft jetzt unter Blumen, wie ein Schmetterling unter Frühlingsdüften. Ach, er liebte ja die Roſen ſchon im Leben ſo gerne; er, der ſelbſt eine Roſe war unter den Hundeſchönheiten!

Du haſt ihm doch einen Kranz auf die Bahre gelegt? Oder wie, Du hätteſt vielleicht gar die Bahre vergeſſen? Schweſter, Schweſter, ich will nicht hoffen, daß Du Deinen Jeuſen ſo nichtswürdig behandeln konnteſt! Es war mir ſchon auffallend genug, daß Du kein Wort von einer Leichenrede, von einem Leichengeſang und was ſonſt noch bei dergleichen

und Leibeserben zu forſchen. Ich ſelbſt habe bis jetzt von keinem derſelben genaue Nachricht.

Ich hoffe Dich bald zu ſehen; dann wollen wir mit einander nach dem Grabe des Dahingeſchiedenen wallfahrten, mit einander nach dem Hundsgeſtirn blicken. Einſtweilen — Friede ſeiner Aſche! Mit derjenigen Achtung, die Dir gebührt, bin ich dein

mitfühlender Bruder N. in N.

NS. Das Denkmal, das Du dem Joujou zu ſetzen gedachteſt, ſollte doch von Thorwaldſen modellirt ſeyn, und nachher von Stiglmaier gegoſſen werden.

39.

Schreiben des Forstkandidaten N. in N. an den Oberförster v. N. in N. *)

Gnädigster Herr Baron!
Hochwohlgeborner Herr!

Nachdem ich in Erfahrung gebracht, daß der bisherige Forstassistent zu N. kürzlich bedienstet worden, mitfolglichen Eure Hochfreiherrliche Gnaden an seine Stelle ein anderes Subject zu recipiren veranlasset seien, als unterwinde mich, Hochdieselbe an-

*) Anmerk. Es ist mir nicht unwahrscheinlich, daß dieser Brief, einer der in dem alten Buche (cf. Vorrede) aufgefundenen, vor 50 Jahren geschrieben seyn muß. Ich selbst hatte lange und viele Mühe, denselben zu verstehen, da der Styl ganz alterthümlich ist und auch der Inhalt auf jetzige Zeiten nicht im Geringsten mehr paßt.

mit ganz unterthänig zu bitten, daß Sie mir diese Station zu konferiren gnädigst geruhen möchten.

Was meine Zeugnisse anbelangt, so lege ich sie pflichtschuldigermaßen hier bei. Es werden Eure Hochfreiherrliche Gnaden daraus ersehen, daß ich nicht so ganz ungewandt und unbewandert bin. Absonderlich getraue ich mir einen guten Schuß zu thun. Auch habe ich mich im Rechnungswesen und den leidigen Schreibereien gehörig perfectionirt. In der Praxi bin ich so ziemlich weit gekommen, wenn auch die Theorie noch hier und da mangeln sollte. Somit möchte ich versucht seyn, zu glauben, daß Eure Hochfreiherrliche Gnaden mir das ganze Rechnungsgeschäft, mit welchem Sie sich, wie ich weiß, nur ungerne abzugeben geruhen, in Ruhe anvertrauen könnten. Eure Hochfreiherrliche Gnaden könnten sodann ganz ruhig dem Vergnügen der Jagd und der Stärkung in den Wirthshäusern fröhnen, während ich zu Hause das Nöthigste ausarbeitete.

Wo wäre jetzt ein Forstassistent, der dem in diesem Briefe Geschilderten auch nur in einem Jota gliche? Jetzt sind das vortreffliche Menschen, die viel gelernt haben und in hohen Ehren stehen. Ich habe daher diesen Brief nur der Merkwürdigkeit wegen in meine Sammlung aufgenommen. Der Herausgeber.

Werden Eure Hochfreiherrliche Gnaden mir in meinem petito gnädig zu deferiren geruhen, so verpflichte ich mich nicht nur, es sei Tag oder Nacht, alles dasjenige zu thun, was ich Euer Hochfreiherrliche Gnaden und der Frau Gemahlin nur in Hochdero gnädigen Augen werde ansehen können, wie solches einem treudevoten Diener von Dero hohem Hause in allweg gebühret und zusteht, sondern ich offerire mich auch zugleich, die beede gnädige Junker auf Erfordern im Rechnen, Schönschreiben und den Anfangsgründen der lateinischen Sprache zu informiren. Und da ich weiß, daß in Dero Wohnort kein Perruquier befindlich ist, so bin ich fernerweit erbötig, Eure Hochfreiherrliche Gnaden, und so oft es die Geschäfte erlauben, auch die beede Junker täglich zu akomódiren, und Nachts vor Schlafengehen in Papiletten zu wickeln, als womit ich gar gut umgehen kann, maßen ich anfänglich der Perruquenmacher-Profession gewidmet gewesen, und bereits ein halb Jahr an der Lehrzeit erstanden gehabt, weil aber der Staub und Puder meiner etwas schwachen Brust sehr zugesetzt, wieder davon abstrahirt, und mich dann erst der Schreiberei destinirt habe.

Ich verstehe mich auch sehr gut auf das Silhouettiren, und kann Toilettspiegel, Pulverhörner,

Komödlein und andere Kleinigkeiten aus Pappdeckel verfertigen, womit ich den beeden gnädigen Junkern manche Freude zu machen verhoffe. Ueberdieß trinke ich keinen Tropfen Wein, wodurch Eure Hochfreiherrliche Gnaden, da ich deſſen ohnerachtet nicht mehr Salarium verlange, als der bisherige Forſtſcribent gehabt, doch auch alljährlich ein namhaftes erſpart würde. Bekommen Euer Hochfreiherrliche Gnaden hohe Gäſte, ſo werde mich, weil mir bekannt iſt, daß die Forſtſcribenten in dieſem Fall nicht immer gerne bei Tiſch geſehen werden, nicht nur von ſelbſt zu beſcheiden wiſſen, in Geſellſchaft der Kammerjungfer zu ſpeiſen, ſondern es wird mir auch nicht darauf ankommen, in Ermanglung hinlänglicher Bedienten manchmal die Teller zu präſentiren.

In Erwartung gnädiger Willfahr habe die Gnade mit tiefer Ehrfurcht zu verharren u. ſ. w.

39.

Schreiben des Forstcandidaten N. in N. an den Oberförster v. N. in N. *)

Gnädigster Herr Baron!

Hochwohlgeborner Herr!

Nachdem ich in Erfahrung gebracht, daß der bisherige Forstassistent zu N. kürzlich bedienstet worden, mitfolglichen Eure Hochfreiherrliche Gnaden an seine Stelle ein anderes Subject zu recipiren veranlasset seien, als unterwinde mich, Hochdieselbe an-

*) Anmerk. Es ist mir nicht unwahrscheinlich, daß dieser Brief, einer der in dem alten Buche (cf. Vorrede) aufgefundenen, vor 50 Jahren geschrieben seyn muß. Ich selbst hatte lange und viele Mühe, denselben zu verstehen, da der Styl ganz alterthümlich ist und auch der Inhalt auf jetzige Zeiten nicht im Geringsten mehr paßt.

Werden Eure Hochfreiherrliche Gnaden mir in meinem petito gnädig zu deferiren geruhen, ſo verpflichte ich mich nicht nur, es ſei Tag oder Nacht, alles dasjenige zu thun, was ich Euer Hochfreiherrliche Gnaden und der Frau Gemahlin nur in Hochdero gnädigen Augen werde anſehen können, wie ſolches einem treudevoten Diener von Dero hohem Hauſe in allweg gebühret und zuſteht, ſondern ich offerire mich auch zugleich, die beede gnädige Junker auf Erfordern im Rechnen, Schönſchreiben und den Anfangsgründen der lateiniſchen Sprache zu informiren. Und da ich weiß, daß in Dero Wohnert kein Peruquier befindlich iſt, ſo bin ich fernerweit erbötig, Eure Hochfreiherrliche Gnaden, und ſo oft es die Geſchäfte erlauben, auch die beede Junker täglich zu akemodiren, und Nachts vor Schlafengehen in Papiletten zu wickeln, als womit ich gar gut umgehen kann, maßen ich anfänglich der Perruquenmacher-Profeſſion gewidmet geweſen, und bereits ein halb Jahr an der Lehrzeit erſtanden gehabt, weil aber der Staub und Puder meiner etwas ſchwachen Bruſt ſehr zugeſetzt, wieder davon abſtrahirt, und mich dann erſt der Schreiberei deſtinirt habe.

Ich verſtehe mich auch ſehr gut auf das Silhouettiren, und kann Toiletſpiegel, Pulverhörner,

mit ganz unterthänig zu bitten, daß Sie mir diese Station zu konferiren gnädigst geruhen möchten.

Was meine Zeugnisse anbelangt, so lege ich sie pflichtschuldigermaßen hier bei. Es werden Eure Hochfreiherrliche Gnaden daraus ersehen, daß ich nicht so ganz ungewandt und unbewandert bin. Absonderlich getraue ich mir einen guten Schuß zu thun. Auch habe ich mich im Rechnungswesen und den leidigen Schreibereien gehörig perfectionirt. In der Praxi bin ich so ziemlich weit gekommen, wenn auch die Theorie noch hier und da mangeln sollte. Sonst möchte ich versucht seyn, zu glauben, daß Eure Hochfreiherrliche Gnaden mir das ganze Rechnungsgeschäft, mit welchem Sie sich, wie ich weiß, nur ungerne abzugeben geruhen, in Ruhe anvertrauen könnten. Eure Hochfreiherrliche Gnaden könnten sodann ganz ruhig dem Vergnügen der Jagd und der Stärkung in den Wirthshäusern fröhnen, während ich zu Hause das Nöthigste ausarbeitete.

Wo wäre jetzt ein Forstassistent, der dem in diesem Briefe Geschilderten auch nur in einem Jota gliche? Jetzt sind das vortreffliche Menschen, die viel gelernt haben und in hohen Ehren stehen. Ich habe daher diesen Brief nur der Merkwürdigkeit wegen in meine Sammlung aufgenommen.

Der Herausgeber.

Komödlein und andere Kleinigkeiten aus Papdeckel verfertigen, womit ich den beeden gnädigen Junkern manche Freude zu machen verhoffe. Ueberdieß trinke ich keinen Tropfen Wein, wodurch Eure Hochfreiherrliche Gnaden, da ich deſſen ohnerachtet nicht mehr Salarium verlange, als der bisherige Forſtſcribent gehabt, doch auch alljährlich ein namhaftes erſpart würde. Bekommen Euer Hochfreiherrliche Gnaden hohe Gäſte, ſo werde mich, weil mir bekannt iſt, daß die Forſtſcribenten in dieſem Fall nicht immer gerne bei Tiſch geſehen werden, nicht nur von ſelbſt zu beſcheiden wiſſen, in Geſellſchaft der Kammerjungfer zu ſpeiſen, ſondern es wird mir auch nicht darauf ankommen, in Ermanglung hinlänglicher Bedienten manchmalen die Teller zu präſentiren.

In Erwartung gnädiger Willfahr habe die Gnade mit tiefer Ehrfurcht zu verharren u. ſ. w.

40.

Schreiben eines andern Forſtcandidaten an ebendenſelben.

Euer Hochwohlgeboren haben, wie ich höre, einen Forſtſchreiber nöthig. Ich offerire Ihnen unter folgenden Bedingungen meine Dienſte:

1) per Er laß ich nicht mit mir ſprechen;
2) von der gnädigen Frau verbitte ich mir alle Befehle, und nehme ſolche überhaupt von Niemand im Hauſe, als von Euer Hochwohlgeboren allein an;
3) wenn Euer Hochwohlgeboren bei übler Laune ſind, ſo bitte ich ſolche niemalen durch Fluchen oder andere Mißhandlungen über mich auszulaſſen;
4) bei Tiſche muß ich jederzeit ſo behandelt werden, daß es weder mir, noch Euer Hochwohlgeboren zur Schande gereicht;

5) daß ich mich durch keine Gesellschaft von der Tafel ausschließen lasse, versteht sich von selbst, endlich und

6) laß ich mich auch in Absicht des Arbeitens nicht, wie ein Taglöhner, an gewisse Stunden binden, dagegen

7) darfen Euer Hochwohlgeboren sich darauf verlassen, daß alle Geschäfte jedesmal auf die bestimmte Zeit, und so ausgefertigt werden sollen, daß Sie damit vollkommen zufrieden seyn werden.

Wollen Euer Hochwohlgeboren mir die Amtskasse überlassen, so habe ich Vermögen, Ihnen auf Erfordern hinlängliche Kautien zu stellen.

Ich verharre u. s. w. *)

*) Die Antworten auf diese zwei Briefe beizufügen, wäre wohl überflüssig, da sich ohne solche errathen läßt, auf welchen von beiden Kompetenten die Wahl gefallen seyn mag.

41.

Schreiben der ehematigen Marketenderin U. in U. an den General U. in U., ein Militärverdienst-Ehrenzeichen betreffend.

Excellenziger Herr General!

Ich kann mich Ihrer gar wohl noch erinnern, da Sie noch Leutenant waren. Es war im sächsischen Feldzug und nachher giengs nach Rußland, und von da kamen Sie als Obrist zurück, weil die andern Leutenants, Hauptleute und Majors alle gestorben und verdorben waren, und so war das Avancement sehr wohl verdient und die drei Orden auch, die Sie mitbrachten, und Die sonst unter Fünfe oder Sechse vertheilt worden wären, wenn sie der Tod nicht geholt hätte. Ja, das war ein grausiger Feldzug und ich schwätze von demselben so gerne, habe auch Gelegenheit dazu, denn der Oberforstmeister von

N. in meinem Städtchen, Allwo ich wohne und denselben oftmals besuche, Geschäfte halber, d. h. nicht, wie Sie meinen könnten, denn dazu sind die Zeiten vorbei, sondern ehrlicher Handthierung und Verbindung halber, dieweil ich oft Briefe an denselben überbringen muß, und auch von ihm forttrage, ob er gleich das Schreiben sehr haßt, wie auch Sie ehemals, da Sie immer den Quartiermeister für sich schreiben liessen aus Comodität, wie Sie sagten, und andere Leute nannten einen andern Grund; also, daß ich weiter rede, der Oberforstmeister war auch früher Militair und kennt Sie gut, denn er hat den russischen Feldzug als Cadet mitgemacht und ist auch verwundet und als Offizier zurückgekommen, hat aber die Armee quittirt, weil er einige Körpertheile verfroren hatte, man sagt hier allgemein sogar das Hirn, was aber andere Leute für eine Realunmöglichkeit erklären und ich selbst nicht glauben kann, weil ich aus Erfahrung weiß, daß ein gefrorenes Kalbshirn z. B. nachher zu Nichts mehr tauglich ist, auch wenn es am warmen Ofen aufgethaut wird. Also der Oberforstmeister ist es, mit dem ich viel von den Feldzügen schwätze, obwohl er nur jenen Einen mitmachte, wo er das Hirn verfroren haben soll, und da kommen wir oft darauf, daß doch die Verdienste der Menschen nicht genug

belohnt werden, denn was haben wir davon, daß wir das Vaterland mit den Franzosen gegen den russischen Erbfeind und nachher mit den Russen gegen den französischen Erbfeind vertheidigten? Eigentlich haben wir Etwas davon, nemlich Sie und der Oberforstmeister, d. h. Sie beide haben einen hohen Rang und schöne Besoldungen, allein was nützt mir das? Glauben Sie aber nicht, daß ich bei Ihnen betteln will; wenn ich das wollte, so würde Ich zu Jemand ganz Anders gehen, denn ich kann mich noch recht wohl erinnern vom sächsischen Feldzuge her, daß Sie kein Geld hatten, und deßwegen auch gar nie welches hergeben wollten, sondern lieber auf Credit lebten, wahrscheinlich um zu zeigen, daß Sie von guter Familie seyen, wie denn auch jetzt noch die Herren von den besten Familien dasselbe thun, so daß sie oft nicht einmal einen Brief acceptiren können, wenn derselbe unfrankirt ankömmt, was freilich unverschämt ist von Gläubigern, welche froh seyn sollten, nur an so vornehme Herren schreiben zu dürfen, und mit ihnen zu thun zu haben. Aber sehen Sie, da helfe ich aus und borge das Porto, denn ich bin Briefträgerin und habe ein Ordentliches erspart, und ein gutes Auskommen, und das ist auch der Grund, warum ich nicht bettle. Dagegen habe ich eine Bitte auf dem Herzen, die so

ſchwer wiegt, als eine ganze Mannslaſt. Sie gelten viel bei unſerem Landesherren und ſind überhaupt wohlgelitten, ſonſt wären Sie nicht General geworden, da ja noch gar Viele von den alten Zeiten her da ſind, die als Majore penſionirt in der Welt herumlaufen, und doch auch wie Feldmarſchälle gefochten haben wollen. Sehen Sie, da thun ſich gegenwärtig die alten Kameraden von den Feldzügen her überall zuſammen und halten Schmauſereien und Verſammlungen und was wollen ſie? Ein Ehrenzeichen. Der Landesherr ſoll ſie belohnen für ihre vergangenen Dienſte und das iſt nicht mehr als billig, denn wenn man großen Todten Monumente und Ehrenzeichen ſetzt, warum ſoll mans den Lebenden nicht auch thun? – Die Spötter von dieſer Welt werden zwar meinen, wenn die Leute Ehrenzeichen und Medaillen im Felde verdient hätten, ſo würden ſie dieſelben ſchon erhalten haben; auch ſollen, wie ich höre, etwelche hohe Beamte gemeint haben, daß, wenn man den Kriegern von anno Dazumahl, den alten Veteranen, die jetzt Veteranenfeſte feiern, und ſich der Zeit erinnern, wo ſie noch Schlachten ſchlugen und retirirten und avanzirten, ein paar Thaler in die Rippen ſchmieſſe, dieſelben weit glücklicher wären, als mit einem eiſernen oder meſſingenen Denkzeichen — zu mehr wirds

doch nicht langen, es sind ihrer zu viele und am Ende schlüpfen gar noch Einige herein, die gar keinen Feldzug mitgemacht haben —; aber das ist pure und lautere Verläumdung. Da habe ich nun denen, die kürzlich in N. versammelt waren und dort das Veteranenfest wie gewöhnlich begiengen, einen Brief geschrieben, worin ich sie bitte, mich auch unter die um ein Ehrenzeichen Bittenden mitaufzunehmen. Mein Ansuchen geht aber dahin, daß mein Herr General mein Ansuchen unterstützt, denn es ist nicht etwa spaßhaft, sondern ernstlich gemeint, und ich glaube, Sie hätten alle Ursache, mir in dieser Sache behülflich zu seyn; denn ich sende Ihnen ja mit diesem Briefe meinen Sohn, wissen Sie den zweiten, aus dem einmal Etwas werden soll, da er Ihnen ähnlich sieht, woran ich immer mit grosser Freude denke, da große Geister stets dieselben Züge haben. Früher freilich genierte es mich, weil der Flügeladjutant den Jungen deßwegen nicht leiden konnte und mich nicht heirathen wollte; aber da wäre ich jetzt eine trostlose Wittwe, weil der Adjutant nachher todtgeschossen wurde, und so gehts halt in der Welt, ich bin deßwegen doch mit meinem Loose zufrieden, wenn ich nur mein Ehrenzeichen bekomme, das ich so gut verdiene, als der Herr Oberst N., der gegenwärtig zwei besitzt und von dem Sie wohl wissen

werden, wie er dazu käm, was ich als gemeine Marketenderin natürlich nicht weiß, so wenig, als wie Sie zu Ihren Ehrenzeichen gekommen sind. Doch viel Wissen macht Kopfweh und der Herr Pastor meint immer, man brauche sich bei dem jetzigen Gange der Welt über Nichts mehr zu verwundern. Der alte Oberforstmeister läßt Sie recht schön grüßen, und meint, Sie sollten mir dießmal zu Willen seyn, so wie denn auch ich immer meines Herrn Generals unterwürfigste Dienerin seyn werde, so bald mein Herr General es erfordert, womit ich bin mit ausserordentlicher Achtung und Respektsvermeldung

Mein Herr General und Excellenz

Ihre

unterthänigste Briefträgerin und Kellermädchen

M. in M. früher Marketenderin

beim Regiment N. in N.

12.

Schreiben eines ehemaligen Militärs in N. an seinen Freund im Spital in N.

Lieber Bruder von 1812, 1813 und 1814!

Daß du gerade jetzt im Spitale krank liegst, das ist sehr dumm von dir. Ich sage dir Bruder, jetzt ist keine Zeit, krank zu seyn. Die Veteranenfeste sind los! Weißt du, was das heißen soll? Hei! Du mußts wissen, denn du bist ja auch ein Veteran und hast um deine 6 Kreuzer Löhnung täglich so gut das deutsche Vaterland befreien helfen, als irgend Einer! Es war eine so schöne Zeit, die Zeit, da wir noch als rüstige Burschе im Feld lagen, ei, warum sollten wir diese Zeit nicht noch einmal in der Erinnerung zurückkehren lassen? Wir schrieben also, wie es in Deutschland dergeit allgemein Sitte geworden ist und immer mehr zu werden pflegt, auch eine Ver-

sammlung aus, woran Theil nehmen sollte, wer einst in den Jahren 1812—1814 oder früher mitgefochten. Und so kamen alle die wackern Kameraden, nämlich die, welche einstweilen sich nicht schlafen gelegt haben für immer. Hei, was das eine Freude war, sich wieder zu sehen! Ich will dir keine umständliche Beschreibung des Festes geben, denn die kannst du von Jedermann haben, und im Ganzen genommen, sah dieses Fest denen Versammlungen in N. u. s. w. auf ein Haar ähnlich, allein, das muß ich dir sagen, daß ich noch jetzt ganz ergriffen bin. Es war etwas Feierliches und doch so Frohes in unserem Einzug in die Kirche, denn dahin zogen wir zuerst, um Gott zu danken, daß er uns bisher so herrlich durch's Leben geführt. Wenn ich auf die alten Gesichter sah, die einst alle vom Pulverdampf geschwärzt waren, und jetzt von der Sonn- und Landluft braun gefärbt erschienen, wenn ich die Kameraden betrachtete, die einst mit mir dieselben Schlachten mitgemacht, da konnte ich die Rührung nicht mehr bergen, und obwohl sich die Brust stolz erhob, so rann doch eine Thräne die Wange herab. — Die vornehmen Herren waren recht herablassend gegen uns; denn der Dekan hielt eine Rede, ohne daß man sie ihm bezahlen mußte, und der Oberbeamte nahm an unserem Essen Theil, ohne

daß er Diäten verlangte. Die Kanonen donnerten den ganzen Tag, daß man meinte, es werde eine Schlacht geliefert; es war aber nur ein Scharmützel mit den Gläsern. Auch einen Ball gaben sie uns, und die jungen Leute sahen so ehrfurchtsvoll zu uns herauf, als ob wir große Helden wären. Nun, wenn wirs auch selbst nicht waren, so lebten wir doch in einer Heldenzeit. Einer erinnerte den Andern an die Großthaten, die da und dort weit weg von ihm geschehen sind; Einer erinnerte den Andern, wie er ihm Leben und Freiheit verdanke; Einer erinnerte den Andern, wie fröhlich es sich lebe nach ausgestandenen Gefahren. Ich sage dir, wir schwelgten förmlich in der Vergangenheit; denn von der Zukunft haben wir alte Kameraden nicht mehr viel zu hoffen; Toaste wurden ausgebracht, daß das Haus erzitterte, und anstießen wir, daß alle Gläser klirrten, aber es sprang keines. Am meisten Spaß erregte es, als während der Tafel ein Expresser einen Brief von der alten Emmel überbrachte. Du kennst doch noch unsere geifernde Marketendnerin, die über alles Mucken hatte. Nun, sie hat ihren zornundzankmüthigen Character noch nicht abgelegt, das beweist ihr giftiger Brief. Ich lege dir hier eine Abschrift bei.

»Gruß und Kuß!« schrieb sie, »wackere deut-

ſche Krieger! Ich, — die Marketendnerin aus Pfannenſtiel, — Euere ſchwarze Kreuzdame, lebe auch noch, und freue mich meiner Zeitgenoſſen. Ich bin wirklich Briefträgerin, Kellermädchen und Naſenkönigin in Einer Perſon in einer Hammerſchmiede, in welcher ich zuweilen in den Zeitungen von Eueren Zuſammenkünften leſe und merke, daß Ihr ausgezeichnete Männer werden wollet. Nun würde es mich ſehr angenehm überraſchen, wenn Ihr meiner in Euern Eingaben um Ehrenzeichen auch gedenken wolltet. Daß ich ein Weib bin, kann da keinen Fehler bringen, wo Muth, Liſt und kräftige Fäuſte belohnt werden. Die meinigen ſind Euch ja ohnehin bekannt. Ihr Gewicht hat namentlich der — der — Teufel! wie heißt er doch? — Nun, Ihr werdet ſchon wiſſen, wen ich meine, gefühlt. Es iſt der, um den das Regiment Prinz K. auf ſeinem Heimmarſch ſtärker war, als bei ſeinem Abgang. Tauſend Sappperment! daß mir ſein Namen nicht mehr einfällt. — Als er einmal im Rapport als Kranker aufgeführt war, meintet Ihr, er habe eben auch das Kanonenfieber, und einmal lief er wegen Naſenblutens als Verwundeter aus dem Gefecht, und — weil er bald darauf ſeiner Verdienſte halber eine ſilberne Medaille erhielt, wollet Ihr aus Spott lederne mit dem Haſenpanier tragen.

Ich möchte wissen, ob der auch noch lebt, und so eine Auszeichnung verlangt? Ich, wahrlich, ich habe eine verdient, so gut wie der und viele Andere, die in den Chausseegraben und in Schweinställen verborgen gelegen. Habe ich doch einmal Einigen von Euch, in jenem Hohlweg, mit meinem Karren den Rücken gedeckt, und zehn Grenadiere aufgehalten, bis Ihr genug Vorsprung hattet. Die Kerl's giengen barbarisch mit mir um, und ich bin deßwegen doch noch da, und habe sogar einen Buben bekommen, der ein so guter Soldat werden soll, als irgend einer von Euch. Da möchte ich denn doch wissen, ob ich bei solchen offenkundigen Beweisen meiner Vaterlandsliebe und Aufopferung nicht eben so gut ein Ehrenzeichen verdiene, als Ihr? Aber, weil ich gerade daran bin, was macht denn der Säuerle, der Knöchle, der Spieß und der Beisser, die in dem geplünderten Schloß vor dem Affen, der dem Säuerle unversehens auf den Rücken gesprungen, Reißaus genommen und die Tschakos im Stich gelassen haben? — Und mein ehemaliger Courmacher, — wißt Ihr, der mit dem Milchsuppengesicht, über das Ihr so oft gespottet habt, — der hat seit Beendigung des letzten Feldzuges nichts mehr von sich hören und sehen lassen, ich glaube fast, er hat die Bäckerstochter geheirathet, die

ihn einmal in der Mulde vor dem Feinde versteckt hat.

Nun, ich bitte Euch, ewig unvergeßliche Kampfgenossen! meiner in Euern Eingaben nicht zu vergessen. Ihr wißt, ich war von jeher ein ehrliebendes Frauenzimmer, und bin immer noch ledig. Hätte ich eine Medaille am Halse hängen, ich könnte mein Kreuz darüber vergessen, und — wer weiß, vielleicht reichte mir noch Einer von den ehrenwerthen Kriegern aus Begeisterung die Hand durch dieses Leben.

Ach, das Leben ist doch schön! so lang Einen die Hoffnung nicht verläßt. — Noch einen herzlichen Gruß an Alle. Was mir Einzelne von Euch noch schuldig sind, will ich ihnen in Erwartung der Gewährung meines Wunsches nachlassen.

Emmeline Keffel,
im rothen Hahnen.

P. P.

Der Gansschill soll mir Antwort geben, er darf sich die Mühe wohl nehmen. Er hat manches Pusserle umsonst gekriegt."

— Du kannst dir denken, daß dieser Brief ein helles Gelächter erzeugte, denn wir wußten wohl,

daß sie's mit ihren Stichelreden nicht so böse meinte. Doch ward mancher ein wenig verstimmt. — Wir blieben bis in die späte Nacht und haben uns entschlossen, alle Jahre ein solches Fest zu feiern. Auf die Stichelreden der Menschen, die da meinen, wir bäten nur deßhalb um ein Dienstehrenzeichen, weil wir in den Kriegsjahren keines verdient hätten, oder ein Paar Sechsbätzner wären uns lieber, als alle Kreuzchen, oder wir versammelten uns nur, um uns voll zu essen und zu trinken, vielleicht auch Etwas gratis zu bekommen — auf diese Stichelreden höre nicht, denn es sind halt Stichelreden!

Dein Freund

N. N. in N.

12.

Schreiben des Professors N. in N. an den Minister N. in N.

Euer Excellenz!

Sie suchen einen geheimen Secretär, und haben Sich an mich gewandt, Ihnen einen jungen passenden Mann auszusuchen. Nach meiner Ueberzeugung ist der Ueberbringer dieses am passendsten. Es ist ein Mann von Talent und hellem Kopf; er hat etwas gelernt, und weiß sich in allen Branchen zu Recht zu finden. Sein Scharfblick geht über seine Jahre und was seinen Fleiß betrifft, so habe ich selten einen Menschen von seinem Alter getroffen, der mehr und länger ausharren könnte. Nebenbei sind seine Manieren so abgeschliffen, daß er in der besten Gesellschaft figuriren kann. Ich bin über-

zeugt, daß Euer Excellenz mit meiner Wahl zufrieden seyn werden, denn unter allen akademischen Bürgern der hiesigen Hochschule ist kein Einziger, der so sehr, wie dieser, für Sie passen würde. Glauben Sie mir, ich habe ihn auf alle Arten versucht, und immer erprobt gefunden. Er ist nicht schwatzhaft und sehr treu, er trifft mit seinem Urtheil stets den Nagel auf den Kopf und ist wie das Wetter besonnen. Gelingt eine Sache unter dieser Form nicht, flugs weiß er eine andere Form zu finden, und auf dieser Welt kommt ja Alles doch blos auf die Form an. In 14 Tagen wird mein Schützling in Ihr ganzes Geschäft eingeweiht seyn und Sie können ihm das Referat auch über die wichtigsten Sachen so ruhig anvertrauen, als wäre es Einer Ihrer ältesten Räthe. Ueberdieß ist der junge Mann von guter Familie und kann überall mit Ehre producirt werden. Ich hoffe daher, daß Ich mir Ihren Dank verdienen werde. Doch unter Freunden, wie wir noch von alten Universitätszeiten her sind, verstehen sich dergleichen Dienste von selbst.

Mit ausgezeichneter Verehrung Euer Excellenz

unterthänigster Professor N. in N.

11.

Antwort des Ministers in N. an den Professor in U

Hochgelehrter Herr!

Man sieht wohl, daß Sie ein Professor sind und auf einer Universität leben. Sie schreiben sich zwar Professor der Weltweisheit und die Welt spricht viel von Ihnen und zwar nur Lobenswerthes, dennoch glaube Ich nicht Unrecht zu haben, wenn Ich sage, die Weltweisheit ist Ihnen, auf's Leben angewandt, ziemlich fremd, womit ich Sie nicht beleidigen, sondern blos auf den Unterschied zwischen Katheder-Weisheit und Weltweisheit aufmerksam machen will. Wie in aller Welt kommen Sie dazu, mir gerade diesen Menschen zum geheimen Secretär zu empfehlen? Ich gebe Alles zu, was Sie von ihm schreiben; ich bin mit Ihnen einverstanden, daß es ein äusserst gewandter, ja sogar liebenswürdiger junger

Mann iſt. Ich glaube, daß derſelbe ſehr viel gelernt hat und zum Dienſte eines Secretärs vortrefflich paſſen würde. Allein haben Sie denn Eines vergeſſen? Wer war ſein Vater? Sie ſagen, er ſtamme aus einer geachteten Familie! Gut, es mag darum ſein, aber wer war ſein Vater? Sein Vater war Abgeordneter und zwar ein ſehr eifriges Oppoſitionsmitglied. Wie in aller Welt kann ich einen Secretär haben, deſſen Vater Oppoſitionsmitglied war. Weiter! Wer war ſein Oheim? Haben Sie nie von dem Manne gehört? Er iſt zwar ſchon längſt todt, aber die ganze Welt weiß, daß er unter Lafayette in Nordamerika als blutjunger Menſch diente. Nachher machte er ſogar die franzöſiſche Revolution mit, und erhielt allerdings unter Napoleon große Ehrenſtellen, allein — was glauben Sie, ſoll ich einen Secretär haben, deſſen Oheim die Revolution als Jakobiner mitmachte? Ich kann Sie verſichern, wenn die Eltern und Verwandte des jungen Mannes im Zuchthauſe geſeſſen hätten, ſo würde es nicht ſo viel machen, als ſo. Ein Sohn kann nichts für die Verbrechen der Eltern, das iſt eine allbekannte Lehre, und die Welt kennt mich als aufgeklärt genug, dieſe Lehre hoch zu achten. Im Gegentheil würde ich ſogar Kinder unglücklicher Eltern unterſtützen, damit ſie Gelegenheit hätten, den

Makel, der auf der Familie haftet, wieder auszumerzen. Allein — der Vater Oppositionsmitglied, der Onkel Jakobiner, — so etwas haftet im Blute. Der Liberalismus muß dem jungen Mann angeboren seyn.

In der That habe ich deßhalb auch in den Registern nachschlagen lassen und gefunden, daß derselbe an dem revolutionären Umtreiben jetziger Zeit wenigstens einigen Antheil genommen hat. Er war Mitglied der alten Burschenschaft, von der bewiesen ist, daß sie auf Umsturz aller Regierungen hinarbeitete, und obwohl er noch zeitig genug austrat, um nicht schwer angeschuldigt werden zu können, ja obwohl durchaus nichts gegen ihn bewiesen ist, so liegt doch der Verdacht ob, daß er möglicherweise angeschuldigt werden könnte, wenn er nicht ausgetreten wäre. Bei solchen Dingen kann man nicht vorsichtig genug seyn. Wer stände mir dafür, daß der junge Mann nicht in meinem Bureau seine strafbaren Grundsätze zu verbreiten suchte? Wer stände mir dafür, daß er nicht mich selbst anzustecken suchte, obwohl ich gottlob dafür bekannt bin, liberalen Ideen nicht zugänglich zu seyn.

Den jungen Mann, mein Herr Professor, kann ich daher nicht brauchen. Fast möchte ich sagen, es wäre mir lieber gewesen, Sie hätten mir Einen

empfohlen, der gestohlen hätte; diesen hätte man doch wieder ehrlich machen können und in meiner Gesellschaft hätte ihm Niemand den Dieb angesehen oder gar vorgeworfen, da ich nur mit Leuten umgehe, die sich zu betragen wissen und Kleinigkeiten nicht zu hoch anschlagen. Aber ein Liberaler! Pfui! Herr Professor, das verzeihe ich Ihnen nicht. Ich bin sogar genöthigt, Sie darauf aufmerksam zu machen, daß Sie sich künftig mit ihren Empfehlungen in Acht nehmen müssen, wenn Sie nicht selbst den Verdacht eines Verbrechers auf sich laden wollen, von dem ich Sie bis jetzt frei glaubte. Wie gesagt, man kann nicht vorsichtig genug seyn, und die Propaganda ist zu listig, als daß sie nicht überall sich einzudringen versuchte.

Im Uebrigen bin ich mit aller Hochachtung vor Ihrer Gelehrsamkeit

Ihr

wohlaffectionirter N.
Minister in N.

45.

Schreiben der Amtmännin N. an den Pfarrvikar in N.

Hochzuverehrender Herr Vikarius!

Wie Sie wissen, so ist meine Schwiegermutter gestern mit Tod abgegangen, und da muß ich mir in einer sehr bedenklichen Gewissenssache Ihren theologischen und freundschaftlichen Rath ausbitten.

Ich habe meine selige Eltern, meinen Herrn Schwiegervater, und alle meine verstorbene, nahe Verwandte bisher noch jederzeit in einer schwarzen Florhaube vertrauert, und nun ist es nach der neuen Trauerordnung *) bei 15 fl. Strafe verboten, ferner eine dergleichen Haube zu tragen. Denken Sie doch

*) Anmerkung. Eine Verordnung, die noch in manchen Gegenden Deutschlands in gutem Andenken ist.

Der Herausgeber.

der Sache reiflich nach, lieber Herr Vikarius, und sagen Sie mir auf Ihr Gewissen Ihre aufrichtige Meinung, ob ich mich nicht an dieser guten Schwiegermutter versündige — und sie in ihrer ewigen Ruhe nicht störe, wenn ich sie ohne die schwarze Haube vertraure? — denn im Gegenfall würde ich mir eher die härteste Strafe gefallen lassen, als diese Verordnung befolgen. Ich erwarte Ihre Antwort — und bin u. s. w.

36.

Antwort des Pfarrvikars

Liebe Frau Amtmännin.

Sie werden ſich weder an der verſtorbenen Frau Schwiegermutter verſündigen, noch die Ruhe ihrer Seele ſtören, wenn Sie die ſchwarze Haube bei der Trauer weglaſſen. Damit Sie aber in der Sache eine völlige Beruhigung erlangen, ſo rathe ich Ihnen, ſich eine Schlafhaube von ſchwarzem Flor verfertigen zu laſſen, und ſich derſelben Nachts im Bette gerade ſo lange zu bedienen, als ſie ſolche (wenn die neue Trauerordnung nicht exiſtirte) bei Tag getragen haben würden. Auf dieſe Art leiſten Sie Ihrem Gewiſſen Genüge, und entgehen der Strafe, die ſich, ſo viel ich weiß, nicht auf das Trauern im Bette erſtreckt. Ich bin u. ſ. w.

47.

Schreiben einer Bauernfrau an die Frau des Bezirksbeamten in U.

Frau AmtmJnnin!

Wie man berichtet, alſo richtet man! Das iſt eine alte Regel, die wir Leute auf dem Lande recht gut kennen, und wenn gleich die Bürger den Schultheißen oder Bürgermeiſter, wie mans nennt, ſelbſt wählen, ſo weiß man doch, wers wird, wenn der Herr Amtmann einen Gewiſſen will. Nun iſt der Schulz geſtorben und wer gerne an ſeine Stelle kommen möchte, das iſt mein Hannes, der einer von den älteſten Herrn auf 'm Rathhaus iſt.

Schreiben und leſen, das kann er trotz unſerm Schulmeiſter, — und in der Rondwitt und Manierlichkeit muß es ihm keiner im ganzen Dorf zuvor thun. Bringt Sies in Stand, daß ers wird, ſo ſoll der Herr ſechs Karlin, Sie, Frau Amt-

männin, meine gestromte, neumelkigte Kalbel, die mir wirklich alle Tage acht Höfen Milch gibt, und jedes ihrer zwei Kinder ein Lämmlein haben. Auch weißt mein Mann, was am neuen Jahr und an der Kirchweih der Brauch ist. Mach' Sie doch, daß ers Amt kriegt, soll gewiß Ihr Schade nicht seyn.

Ich verbleibe u. s. w.

18.

Antwort der Bezirksamtmännin.

Es wird freilich schwer halten, ob Euer Mann das Schultheißen-Amt davon trägt, doch, sagt mein Mann, daß er ihm nicht hinderlich seyn wolle, und daß es eben bei der Wahl vorzüglich auf die meisten Vota ankomme. Es melden sich gar viele darum, und einer der stärksten Kompetenten ist der Gemeindepfleger. *Der schreibt auch eine recht schöne* und leserliche Hand, wie ich aus einem Brief ersehen, den er gestern an meinen Mann erlassen — und worin er ihm hundert Gulden, und mir noch extra sechs Dukaten versprochen hat. Und das will so viel eben noch nicht sagen, da ich gewiß weiß, daß dem Amtmann zu N. die Schultheißenwahl in N. jüngsthin seine völlige zwanzig Karoline eingetragen hat.

Und damit Gott befohlen u. s. w.

19.

Schreiben einer Tänzerin vom Hoftheater in U., an ihre Mutter in U.

Liebste Mutter!

Nein, wie unglücklich es mir geht! Es ist nicht an den Himmel zu malen. Ich habe alle Ihre Vorschriften aufs Genaueste befolgt, und doch bin ich so übel daran! Noch thut mir mein Kopf weh und meine Wangen brennen mich.

Sie wissen, daß Sie mir den Rath ertheilten, ich sollte mich in keine Liebschaft einlassen, die zu keinem Ziele führe. Es war dieß den Morgen, nachdem Sie meinen lieben Bernhard bei mir getroffen hatten. Sie verziehen mir diesen kleinen Irrthum nur unter dieser Bedingung und ich versprach Ihnen auch, ganz folgsam zu seyn. Demgemäß wies ich alle Anträge zurück, die mir zum

Theil von recht hohen Personen gemacht wurden. Ja der Kammerdiener seiner Durchlaucht.... doch ich erinnerte mich daran, daß diese hohen Herren alle mich nicht heirathen würden, und ließ sie laufen.

Etwas anders war es dagegen mit dem Hofschauspieler N. Er war zwar verheirathet, allein er versprach mir, sich von seiner häßlichen Sieben scheiden zu lassen und so bald dies geschehen sei, werde die Trauung mit mir erfolgen. Da konnte ich doch wohl anbeißen; denn der Hofschauspieler ist lebenslänglich engagirt und hat eine gute Gage. Die Sache ging auch einige Wochen hindurch recht gut. Da wurde ein fremder Ballettänzer engagirt. Seine Gage war recht hoch, wie Sie ja wissen, daß Ausländer immer besser bezahlt werden, als Inländer. Der Ballettänzer konnte nicht umhin, mir den Hof zu machen und ich nahm seine zarten Huldigungen in so weit an, wann der Schauspieler nicht anwesend war. Ich würde es gewiß nicht gethan haben, wenn er mir nicht versprochen hätte, mich nach Ablauf seines Contracts in seine Heimath mitzunehmen und zu heirathen. Nun dachte ich, könne es mir nicht mehr fehlen. Allein was kömmt?

Eines Abends habe ich zu tanzen. Der Bal-

lettänzer auch. Wie gewöhnlich begrüßt er mich auf sinnige, zarte Weise und als ich nach dem zweiten Akt fertig war, mit dem Tanzen nehmlich, setzten wir uns zusammen hinter die Coulissen. Bei Leuten, die Einen heirathen wollen, darf man die Sache nicht so genau nehmen. Er schlang also seinen Arm um mich und machte mir einen förmlichen Antrag, worüber ich mich auch nicht verwunderte, da er mir längst durch Thatsachen bewiesen hatte, wie sehr er mir gewogen sei. Nur wollte er noch wissen, wie ich denn mit dem Hofschauspieler stehe, da man ihm schon Verschiedenes über dieses Verhältniß in die Ohren geplauscht habe. Natürlich erklärte ich kurz weg, daß ich mit dem Schauspieler in keinerlei Verbindung stehe. Er werde doch nicht glauben, daß ich Etwas von einem Manne wolle, der noch extra verheirathet sei, und zudem so alt und abgelebt aussehe, wie immer ein erster Liebhaber, der es seit zwanzig Jahren ist, seyn kann. Der Ballettänzer freute sich meiner lieblichen Worte augenscheinlich sehr, und um ihn um so sicherer zu machen, fügte ich noch Verschiedenes über den Hofschauspieler bei, das den Tänzer sehr zu ergötzen schien. Plötzlich glaubte ich in Ohnmacht zu sinken,— wer springt hinter den Coulissen hervor? Rathen Sie einmal! Der Hofschauspieler ists. Er kommt auf

mich zu, ohne ein Wort zu ſagen, und ſchlägt mir ein Paar Ohrfeigen hin. Ich ſchreie auf; der Solotänzer geht auf den Hofſchauſpieler los; dieſer nimmt jenen am Arm und beide gehen fort, wie es ſcheint, im heftigſten Wortwechſel. Aber was habe ich davon? Das Beſte war, daß ich nicht mehr zu tanzen hatte und ſogleich nach Hauſe eilen konnte, natürlich allein. Ich überlegte mir die Sache, und fand, daß der Hofſchauſpieler ſehr Unrecht hatte, denn ich hatte offenbar Recht. Wer befahl ihm, hinter den Couliſſen zu lauſchen? Ohnehin war ja ein Balletabend, wo er gar nicht auf die Bühne gehörte. Da mich meine Wangen brannten, ſo beſchloß ich, gänzlich mit ihm zu brechen. Den andern Morgen ſollte ihm dieß ein Billetchen kund thun, während ich dem Balletänzer meine Unſchuld auseinanderſetzen wollte. Allein der Hofſchauſpieler kam mir zuvor. Er ſchrieb mir ein zartes Briefchen, das ich zum ſchmerzlichen Andenken noch aufbewahre. Ach Gott! wie kann man nur ſolche Briefe ſchreiben und ſo ſchlecht ſeyn! Denken Sie nur, er ſchrieb mir von ſeiner tiefen Reue, von ſeiner Betrübniß über ſein ſchmachvolles Betragen gegen mich, und wie er nichts ſehnlicher wünſche, als daſſelbe wieder gut zu machen. Mit dem Tänzer ſei er auch ins Reine gekommen und ſo liege es blos

an mir, eine Verſöhnung herbeizuführen, da mir Niemand mit mehr Inbruyſt entgegenkommen werde, als er. —

Was war zu thun? Wer hätte da widerſtehen können? Ich nahm alſo ſeine Einladung zu einem Frühſtücke an und beſuchte ihn ſeiner Bitte gemäß um neun Uhr. Er nahm mich freundlicher und liebreicher auf, als je. So ſtürmiſch-verliebt hatte ich ihn noch nicht geſehen. Da es nicht der erſte Beſuch war, den ich ihm machte, ſo ließ ich ihn gewähren. Der Menſch war ganz närriſch mit Händedrücken und Küſſen. Der ſchlechte Menſch! Der niederträchtige Verräther! Der Spitzbube! Der Hallunke! Oh, alle Namen, die ich ihm gebe, ſind noch zu gut für ihn. Doch warten Sie nur. Wir ſetzten uns alſo, wie gewöhnlich, auf's Sopha und lieſſen uns das Frühſtück recht gut ſchmecken. Er fragte mich ſo recht zärtlich, ob ich ihm wieder ganz gut ſey. Ich gab ihm einen Kuß, als den beſten Beweis. Dann fragte er mich, ob ich denn mit dem Seiltänzer gar nichts mehr haben, ganz mit ihm brechen wollte? Natürlich verſicherte ich nicht blos dieſes, ſondern auch, daß der Tänzer ein unverſchämter, aufdringlicher Menſch ſey, der mir auf allen Wegen und Tritten nachgehe, mich gleichſam verfolge, ſo ſehr ich ihm auch aus-

weiche und er überhaupt gar nicht beachtenswerth genannt werden könne. Der Böſewicht munterte mich noch auf, recht über den Tänzer loszuziehen und wie ich im beſten Zuge bin, was geſchieht? Die Alcovevorhänge öffnen ſich und herausſpringt — der Ballettänzer. Er war offenbar dort verſteckt geweſen. Wie wüthend geht er auf mich los, und behandelt mich noch ärger, als geſtern der Schauſpieler. Dieſer lacht wie beſeſſen ob der Wuth des Tänzers und ich — ich weiß nichts Beſſeres zu thun, als in Thränen auszubrechen und davon zu ſpringen. Das thue ich auch, aber glauben Sie, daß mich Einer begleitet hätte? Nein, ſie lieſſen mich laufen! Oh! die Männer ſind ſehr ſchlecht! Ganz gewiß hatten die Beiden das miteinander abgekartet, um mich recht in Verlegenheit und Angſt, wohl gar ins Verderben zu bringen, allein der Himmel wird es ihnen vergelten, an einem armen, unſchuldigen Mädchen einen ſolchen Frevel begangen zu haben.

Um die beiden elenden Trepfen iſt es mir nicht. Solche kann ich noch alle Tage haben, denn der Tänzer iſt ein dürrer, ſchwacher Burſche, der umzufallen droht, wenn er eine halbe Stunde lang getanzt hat und der Schauſpieler hat in ſeinem Fache ſchon ſo viel geleiſtet, daß er faſt als altes Eiſen zu

rechnen ist. Nur allein das Gerede der Menschen geniert mich. Sie glauben gar nicht, wie hier die Leute sind. Ich glaube die andern Tänzerinnen würden mit Fingern auf mich deuten, wenn ich mich sehen ließe, ob sie gleich aus Neid über mein Fortüne bei den Männern bersten möchten. Allein ich thue ihnen den Gefallen nicht, sondern bleibe zu Hause, indem ich mich habe krank melden lassen. Aber denken Sie sich die Schlechtigkeit dieser zwei Männer! Sie haben die ganze Geschichte in der ganzen Stadt verbreitet und dieselbe ist sogar verblümt in einem Blatte zu lesen gewesen. Ich falle in Ohnmacht, wenn ich daran denke! Liebste Mutter, ich habe seitdem oft in einem alten Gebetbuche gelesen, das mir die alte häßliche Garderobemeisterin lieh, und es wird nicht mehr lange anstehen, so wird man Etwas mit mir erleben. Daß die Gerechten doch also verfolgt werden, und die Unschuld also leiden muß! Ich hoffe bald Etwas von Ihnen zu hören.

Ihre recht schuldlos unglückliche Tochter
Soletänzerin N. in N.

NS. Am Montag wird ein neues Ballet aufgeführt. Da muß ich gesund seyn, oder ich berste vor Wuth. Denken Sie nur, man hat der U., meiner Collegin, die erste Rolle an-

vertrauen wollen! Was das für ein Scandal für mich wäre! Die kleine, dürre, höckerigte N. sollte statt meiner die Arsene tanzen! Nein, eher will ich zu Grunde gehen. Auch sind für diese Rolle ganz neue Anzüge verfertigt worden, die mir wundergut stehen, besonders Einer von der feinsten Gaze, der nur wie hingehaucht aussieht. Lassen Sie mich nur machen. Ich bin schon zum Voraus versichert, daß ich dreimal zum Wenigsten herausgerufen werde. Die Officiere sind alle auf meiner Seite. Wenn ich nur nicht mit dem Solotänzer auftreten müßte! Aber was thut man nicht seiner Pflicht zu lieb!

Die Obige.

30.

Antwort der Mutter in N., an ihre Tochter Solotänzerin am Hoftheater in N.

Meine theuerste Tochter!

Wie beklage ich Dich! Es iſt Dir in der That großes Unheil widerfahren. Allein tröſte Dich, Du biſt ja nicht Schuld daran. Wer kann für die Schlechtigkeit der Menſchen? Weine nicht zu viel, es könnte Deinen ſchönen Augen ſchaden. Bekümmre Dich überhaupt gar Nichts um das Geſchwätz der Menſchen. Die beiden Schufte von Männern kannſt Du leicht erſetzen, denn ſolcherartiges Geſindel gibt es in Menge. Vor den Leuten mußt Du Dir gar nichts anmerken laſſen. Im Gegentheil mußt Du luſtiger als je, thun. Sonſt meint man am Ende gar, Du nehmeſt Dir die Sache zu Herzen. Wenn von dem Tänzer und Schauſpieler die Rede iſt, ſo

ſprich nur wenig, und lobe ſie eher, als Du ſie tadelſt. Wenn man näher in Dich dringt, ſo zucke mit den Achſeln und am Ende erklärſt Du, es ſey nicht Deine Sache, über Liebhaber, die Du abgedankt habeſt, Dich unliebevoll zu äuſſern. Man könnte das leicht als Rache u. ſ. w. nehmen. Den Abgedankten aber nähmeſt Du es nicht übel, wenn ſie Schlechtes von Dir ſprächen und ſogar Dummheiten erſännen, an denen kein wahres Wort ſey; das ſey immer ſo bei Leuten, die man fortſchicke, bei Bedienten eben ſo gut als bei Ehemännern u. ſ. w.

Auf dieſe Art mußt Du Dich äuſſern. Das führt zum Ziele. Gegen Dich ſelbſt aber brauchſt Du nicht ſo gar ſtrenge zu ſeyn. Wenn ich Dir ſagte, Du ſollteſt blos mit ſolchen Leuten Dich einlaſſen, bei denen Etwas herauskomme oder wo es zu einem Ziele führe, ſo meinte ich damit allerdings hauptſächlich, Du ſollteſt blos Liebſchaften anfangen, die zu Heirathen führen könnten. Ich wollte damit den thörichten Leidenſchaften einen Zaum ſetzen, die ſo oft junge Gemüther unglücklich machen. Allein daß ich Dir damit verbieten wollte, in Anſtand und Ehren mit hohen Perſonen zu converſiren, das ſey ferne. Ich habe viel zu viel Reſpect vor Standesherren, als daß ich ihnen in Etwas zuwider ſeyn

könnte, und was vollends meinen Landesherrn anbelangt, ſo kenne ich den Spruch gar wohl: „Gehorche Deinem Fürſten in alle Wege," doch Alles in Ehren und Anſtand. Brieflich kann ich mich hierüber nicht ganz ausſprechen. Ich werde Dich demnach mit Nächſtem beſuchen, um mündlich mit Dir das Nähere zu beſprechen, denn ich hoffe, daß Du Dir als Aſpaſie neue Lorbeeren erwerben wirſt. Glaube mir, in acht Tagen ſpricht man nur noch von Deinem herrlichen Tanze und kein Wort mehr von der ärgerlichen Geſchichte.

Deine treue und wohlmeinende Mutter
N. in N.

NB. Man hat mir hinterbracht, Du hätteſt von einem durchreiſenden Engländer ein mit Brillanten beſetztes Armband ausgeſchlagen; das war thöricht von Dir. Die brillantenen Armbänder fliegen nicht in den Lüften herum, daß man die Hände blos darnach ausſtrecken darf. Etwas anderes wäre es, wenn Dir Einer einen einfachen Fingerring geboten hätte! So Etwas weiſt man mit gebührender Verachtung zurück. Man muß immer auf Nobleſſe halten!

Die Obige.

31.

Schreiben der Stadtrathstochter N. in N. an ihre Freundin N. in N.

Liebste Emilie!

Ich habe Dich so oft beneidet, daß Du in der Residenz wohnst und beneide Dich jetzt noch mehr darum. Bei Dir müssen doch die Leute aufgeklärt seyn, und nicht so philisterhaft — gemein denken, wie bei uns, obgleich unsere Stadt eigentlich auch eine Residenzstadt ist, d. h. so heißt, weil ein Schloß da ist, welches der Monarch nie bewohnt. Der eigentliche Grund und die Ursache, warum ich Dir schreibe, ist ein Zeitungsblatt, das, ich weiß nicht wo herauskommt und gewiß einen recht dummen, schlechten Menschen zum Verfasser hat. Denke Dir nur, da kommt kürzlich ein Aufsatz darin, der betitelt ist: „Nichts als Madame und Fräulein.“ Der

Aufſatz iſt eigentlich zu dumm, um nur viel Aufhebens davon zu machen,*) allein dennoch enthält er ſo viel Unverſchämtheit, daß ich nicht umhin kann, Dir eine Abſchrift davon zu ſenden. Hier iſt ſie:

Nichts als Madame und Fräulein.

Es war eine ſchöne gute Zeit, da man noch eine Jungfrau zum Weibe nahm; gegenwärtig kann man höchſtens noch ein Fräulein zur Madame machen.

Man könnte gegenwärtig mit Fräulein's und Madame's pflaſtern. Jede Schuhmachers Tochter läßt ſich Fräulein nennen und jede Schneidersfrau Madame ſchelten. Geht man auf die Poſt und läßt ſich auf den Eilwagen einſchreiben, frägt auch nebenbei wer noch mitfährt, ſo heißts gleich „Fräulein N. N. von Stuttgart!“ oder ſonſt woher, wo man den dummen Brauch auch mitmacht. Man freut ſich, eine Landsmännin zu treffen und denkt ſie ſich recht hübſch und recht gebildet. Man ſitzt zur

*) Anmerk. Beſagter Aufſatz ſteht, ſo viel ich gewiß weiß, in der Zeitſchrift „der ſchwäbiſche Humoriſt“ zu leſen, welche der Herausgeber dieſer Briefe redigirt. Gewiß zeugt es von der Ehrlichkeit deſſelben, daß er dieſen Brief nicht unterdrückt hat. Allein der Herausgeber iſt unpartheiiſch genug, nur dem Beſten des Publikums dienen zu wollen.

bestimmten Stunde ein und wen findet man? Eine alte Ladenjungfer von der **straße, von der man noch zufrieden seyn muß, daß sie sich nicht gar Fräulein »von« N. N. nennt. Abgesehen davon, daß die Mägde an den Brunnen sich gegenwärtig nicht einmal alle mehr Jungfer Susanne oder Marie nennen, [wozu sie wahrscheinlich ihre guten Gründe haben mögen] sondern mit Fräuleins u. s. w. um sich werfen; abgesehen davon, daß jede Trödlersfrau oder ein sonstiges Waschweib sich in die Brust wirft, wenns möglich ist, sobald man sie „Frau so und so" anredet und nicht „Madame so und so;" abgesehen von den verschiedenen andern Mißverständnissen, zu denen die Fräulein- und Madame-Titulaturen führen können und alle Tage führen, so hat diese Sitte noch ganz andere Nachtheile.

Es wird z. B. einem Posamentirer oder Handschuhhändler oder einem sonstigen en gros Kaufmann, der mit Schwefelhölzchen handelt, ein Kind geboren. Das Kind ist zufällig ein Mädchen und wächst natürlich als Mädchen auf. Allein, was nun mit ihm anfangen? Etwa es in die deutsche Schule schicken und nachher Stricken und Nähen und Kochen lernen lassen? Gott behüte; dazu ist das Kind zu vornehm. Das Kind muß in eine Pension, zu Stuttgart in das Katharinenstift oder in ein sonsti-

ges ähnliches Institut, damit es Mathematik, Physik und sonstige gelehrte Gegenstände studiere. Sticken darf die junge Dame blos lernen zum Vergnügen und die Tanzstunde geht der Kochstunde vor.

Was wird aus solch' einem Fräulein werden? Glauben Sie etwa, dasselbe könnte sich überwinden, auch einmal in den Laden zu stehen und für einen Kreuzer Schnupftaback verkaufen? Gott behüte, das wäre zu gemein. Der Vater kann ja für weniges Geld eine Ladenjungfer halten, die sodann am Sonntag wenigstens auf dem dritten Range im Theater als Fräulein glänzt, trotz ihrem Fräulein unten im Parterre. Wen wird aber das Fräulein heirathen wollen? Auch wieder einen Krämer oder einen Geschäftsmann? Gott bewahre! da müßte dasselbe sein theures, wohlerzogenes Leben gestohlen haben. Für was hätte es denn Gesangs- und Klavierunterricht gehabt? Für was die Française studirt und die Gallopade probirt? Das Fräulein muß einen Lieutenant haben oder doch wenigstens einen Beamten, sonst geht sie lieber noch mit einem Dritten durch, der ihr das Heirathen versprochen hat und sie nachher sitzen läßt, — als Fräulein.

Nehmen wir eine Bürgersfrau an. Ihr Mann ist vielleicht im Ausschuß, d. h. Bürgerausschuß oder gar Stadtrath; oder er hat ein Gewerbe, das

seinen Mann nährt, oder er hat noble Verwandte unter der Bürgeraristokratie, oder er hat auch alles das nicht, die Frau will aber durchaus nicht sein Weib seyn, sondern — Madame. Wie viele Mägde werden fortgeschickt, bis sich Eine findet, die das Madame bei jeder Gelegenheit vorbringt und recht zart auszusprechen weiß! Wie viele Schuhmacher werden abgedankt, bis sich einer findet, der die Schuhe nach der Madame's-Mode, d. h. recht fein und schmal zu machen versteht, damit man alle Jahre 10 Paare mehr braucht, als andere Bürgersfrauen! Wie viele Schneider werden requirirt, um immer in der neusten Mode zu bleiben und wie oft ist man mit einem einheimischen nicht einmal zufrieden, sondern wendet sich an eine Putz- und Kleidermacherin, die in Paris war, und daher doppelt so theuer ist, als eine ehrliche Deutsche! Wie oft hat man auch daran noch nicht genug, sondern bezieht seine Chemisen, Handschuhe, Ueber- und Unterkleider, Ballanzüge u. s. w. aus Paris selbst!

Nein, mit den Fräuleins und Madame's ists nicht mehr auszuhalten. Kein Mensch kann mehr das Geld auftreiben, um alle ihre Launen zu befriedigen, und mehr als ein Kaufmann in der lieben weiten Welt hat deßwegen schon Banquerott gemacht, weil in seinem Hause kein Weib, sondern

eine Madame domicilirte. Die Ausgaben mehren ſich, aber die Heirathsgüter mehren ſich nicht; im Gegentheil, ſie nehmen ab, weil man im elterlichen Hauſe nichts mehr zurücklegen kann, vor lauter Fräuleins- und Madame's-Ausgaben. Wer wird da mehr heirathen wollen?

Eine Jungfrau im alten, guten Sinne des Wortes, hielt etwas auf ihre Jungfrauſchaft, und Sitte und Züchtigkeit galten ihr mehr als alle Ball- und neumodiſche Anzüge. Darf man daſſelbe auch von den neumodiſchen Fräuleins ſagen? Ich will nicht im geringſten anzüglich ſeyn, aber an ein Fräulein darf man ſich eher mit Anzüglichkeiten wagen, denn an eine Jungfrau. Eine neumodiſche Madame dünkt ſich ſo hoch, als eine Miniſtersfrau, denn ſie giebt oft mehr Geld aus, als dieſe. Sie ſucht daher auch ſtets ſo vornehme Geſellſchaft als möglich, und wenn reutinirte oder auch ruinirte Grafen und Baronen mit ſolchen Madame's converſiren, wer wird da für Alles ſtehen können? Der Ehrgeiz hat ſchon manchen Mann zu Falle gebracht, warum nicht auch eine Madame? Iſt es unter ſolchen Umſtänden noch zu verwundern, wenn es der Hageſtolzen immer mehr gibt?

Vor Zeiten gab es noch Fräuleinsſtifte, wo vornehme Damen erzogen wurden, die dazu geboren

waren, einmal in der Welt nichts zu thun als vornehme Damen vorzustellen. Nunmehr aber könnte man fast alle weiblichen Erziehungsanstalten solche Fräuleinsstifte nennen; denn die darin Erzogenen wollen späterhin Alle vornehme Damen spielen. Wer ein solches Fräulein heirathet, darf sich darauf gefaßt machen, alle Wochen ein Paar Visiten bei sich, aber nie eine gute Suppe auf dem Tisch zu sehen, denn die Frau kann nicht kochen, wenn sie auch wollte. Wer ein solches Fräulein heirathet, darf sich darauf gefaßt machen, seine Frau eher im Theater zu finden, als zu Haus in der Kindsstube, denn dafür ist das Kindsmädchen da, wenn nicht gar die Gouvernante.

»Die gute alte Zeit,« seufzte regelmäßig der Postbote, der auch mir die Briefe bringt, wenn er wieder an eine Hafners- oder Kaminfegers Tochter einen Brief brachte, der an »Fräulein X. X.« überschrieben war.

»Die gute alte Zeit,« seufzte auch ich, denn ich weiß es wohl, daß ich es nun mit allen neugebackenen Fräuleins und Madame's verdorben habe. Allein dennoch steht mein Satz fest: »es leben die Jungfrauen und Hausfrauen!« die Fräuleins und Madame's aber lassen wir den höhern Ständen, den Reichen und Vornehmen! —"

Nun sage selbst, hast Du einen größern Unsinn je gelesen? Das Niederträchtigste davon ist, daß es Leute giebt, die an den Unsinn glauben, und sich durch denselben zu einer Ueberzeugungsänderung bringen lassen, wenn sie dieselbe Ueberzeugung nicht schon vorher hatten!

Denke Dir nur, mein eigener Vater meinte, ich sollte von nun an nimmer in Hut und Schleier ausgehen, weil sich das nur für Fräulein schicke, und nicht für Bürgersmädchen, wie ich eines sey! Ja sogar den Dienstboten wollte er verbieten, meiner Mutter Madame zu rufen, und so lange ließ er sich von dieser fixen Idee nicht abbringen, bis meine Mutter ernstlich krank wurde, und ihre Nervenanfälle bekam, an denen bekanntlich auch die Fürstin N. leidet, was eben diese Krankheit in neuerer Zeit sehr in Schwung bringt. Die Männer sind fast alle auf Seiten des Verfassers jenes Aufsatzes. Die Frauen sind aber alle dagegen. Es hat sich deßhalb in unserer Stadt ein förmlicher Krieg erhoben, der noch nicht ganz beigelegt ist. Vielmehr suche ich durch dieses Schreiben den Sieg auf unsere Seite zu ziehen und zwar wie folgt.

In deiner Residenz kommen viele Zeitungen heraus, und darunter gewiß viele tausend oder hundert bessere, als bei uns. Gewiß ist darunter auch eine, die

ſich der unterdrückten Frauen annimmt, während hier die meiſten Zeitungsſchreiber nur auf Seiten der Männer ſind. Ich weiß, daß Du ſelbſt mit gelehrten Herren vielen Umgang haſt; beſonders habe ich auch ſchon gehört, daß Du mit einem gewiſſen Doctor N. in genauer Liaiſon ſtehest. Ach! Jetzt ſehe ich es erſt ein, wie gut es iſt, mit Männern der Litteratur befreundet zu ſeyn! Könnteſt Du es nun nicht dahin bringen, deinen Doctor zu einer Widerlegung beſagten Aufſatzes zu bewegen? Nur recht biſſig und ſcharf! Wir wollen ihm hier ſchon dankbar ſeyn.

Wahrhaftig ich ſelbſt wollte eine ſolche Widerlegung ſchreiben. Mir ſchwillt die Galle, wenn ich nur an die Sache denke. Wie kann man überhaupt in jetziger Zeit noch ſo gemein — ſpießbürgerlich denken, und auf den Titel „Jungfrau" verſeſſen ſeyn? Wir leſen ja in neueſter Zeit ſo gar viel von Fortſchritten und Emancipationen, ſollen denn die Weiber immer auf derſelben Stufe ſtehen bleiben? Ja freilich in alten Zeiten da gab es nur unter den Adelichen Fräuleins und Madame's. Aber warum? Weil ſie allein ſchöne Kleider hatten, in noble Geſellſchaften kamen, franzöſiſch ſprachen und galante Courmacher befaſſen. Das iſt jetzt ganz anders. Eine Kaufmannstochter iſt jetzt eben ſo courfähig

und galant als eine adeliche Barons- oder Grafen-Tochter. Warum ſoll ſie alſo nicht eben ſo gut Fräulein betitelt werden als jene? Ich weiß ganz gewiß, daß die alte Baroneſſe N. hier neben an mit ihren 5 Töchtern froh wäre, wenn ſie nur halb ſo viel Geſellſchaften jährlich geben könnte, als meine Mutter. Warum ſoll alſo meine Mutter nicht eben ſo gut Madame heißen, als die arme Baroneſſe? Die Civiliſation hat ſich der Menſchheit bemächtigt und die Civiliſation will, daß wir den Vornehmen gleich geſtellt ſeyen, abſonderlich, wenn wir mehr Geld haben. Oder hätten mich, wie Dich, unſere Eltern umſonſt in das Stift zu N. geſandt, wo wir ſo gut ſtudierten, als die Studenten auf ihren Univerſitäten? Viele adeliche Damen ſind nicht im Stande, ihren Töchtern eine ſolche Erziehung zu geben, ſo haben ſie alſo auch Nichts voraus vor uns. Früher meinte man auch, nur vornehme Leute dürften ins Bad reiſen. Jetzt hat ſich die Meinung der Welt hierüber gebeſſert. Du weißt ja, daß gegenwärtig jeder Honoratior und anſäßiger Kaufmann oder Gewerbsherr ſo gut das Recht hat, Sommers ſeine Badecur zu gebrauchen, als der Edelmann oder Geheimerath. Die Aerzte ſelbſt ſind auf unſerer Seite, denn ſie erkennen an, daß unſere Körper nach und nach eben ſo feine Cunjuncturen und Dispoſitionen be-

kommen haben, als die der Adelichen und sonstigen Vornehmen. Warum sollten wir also nicht Fräuleins und Madame's titulirt werden?

Freilich ja, wenn der Aufsatz jenes Redacteurs blos gegen die gemeinen Bürgerstöchter oder die Dienstmädchen gerichtet wäre, dann wäre es etwas anderes! Gewiß ist Dir die Anmassung dieser Geschöpfe auch schon aufgefallen. Da hat unser Nachbar, der Schuhmacher, eine Tochter, denke Dir nur, die putzt sich wie eine Gräfin, trägt Federn auf dem Hute und Glaçehandschuhe an den Fingern; aber man sieht die Niedrigkeit der Geburt und Erziehung doch überall durchschimmern. Das arme Mädchen meinte, wir seyen Camerädinnen, und wollte gleich und gleich thun, weil wir miteinander in die Schule giengen und mein Vater auch hiesiger Bürger sey, wie der ihrige; allein ich habe sie ihre Unverschämtheit fühlen lassen. Mein Vater ist kein Schuhmacher und wenn er auch einmal ein Bäckermeister war, so hatte er seine Gesellen, die das Handwerk trieben. Er selbst gab sich nie mit dergleichen Kleinigkeiten ab, und seit er Stadtrath geworden ist, hat er das Handwerk ganz aufgegeben. Gegen solche Anmassungen könnte man freilich nicht streng genug seyn und noch mehr gegen die der Dienstboten. Das geht doch bis ins Himmelblaue! Da geht Dir der

Kammerräthin Zoſe Sonntags in die Kirche, wie, wenn..., nun gerade wie die Kammerräthin ſelbſt. Man kann gar keinen Unterſchied finden, auſſer daß die Kammerräthin älter und häßlicher iſt. Die Mägde ſelbſt, am Brunnen und in der Küche, nennen ſich zwar nicht Fräulein, aber ſie ſagen „Sie" zu einander, als ob ſie auch zu der gebildeten Claſſe gehörten und ihre Liebhaber ſchreiben Briefe an ſie, worin ſie gewiß nie anders betitelt ſind, als Fräulein N. N. ſo und ſo!

Ich bin gewiß nicht intolerant, im Gegentheil, viele Leute meinen, ich ſey nur zu tolerant, allein zu viel iſt zu viel. Hätte nur der Verfaſſer jenes Aufſatzes einen Unterſchied zu machen gewußt! Hätte er nur die Gebildeten von den Ungebildeten zu unterſcheiden gewußt!

Ich bitte Dich daher gar ſehr, deinen Doctor um eine Widerlegung jenes Aufſatzes zu erſuchen. Unſere Ehre hängt daran, und für die Ehre muß man Alles aufopfern. Wir haben hier im Stillen eine Sammlung veranſtaltet und ein artiges Sümmchen zuſammengebracht, das wir recht gerne zu verdoppeln geneigt ſind, wenn nur unſere Ehre gerettet iſt. Die Einrückungsgebühren bezahlen wir ohnehin. Aber bald, recht bald! Es gilt das Recht der Civiliſation und des Fortſchrittes mit der Zeit. Wenn

Du mich einmal beſuchſt, ſo wirſt Du finden, daß wir nicht zurückgeblieben ſind. Wir haben unſere Caſinos, Soirées, Theedanſants und dergleichen, ſo gut als nur irgend die Frauen und Fräuleins einer Reſidenz. Bei uns gilt kein Rang-Unterſchied. Erſt geſtern noch bin ich mit der Tochter des Platzhauptmannes ſpazieren gegangen und die Schuhmachers Tochter von Nebenan hat ſich genug darüber geärgert, weil ich ihr den Spaziergang abgeſchlagen hatte. Alles mit Unterſchied.

Auf baldige Antwort hoffend deine Dich liebende

Emilie R. in R.

NS. Meine Adreſſe iſt: Fräulein Emilie U., Hochwohlgeboren, in U., im Hauſe des Stadtraths U. Es braucht Niemand auf der Poſt zu wiſſen, daß ich des Stadtraths Tochter bin. Denke Dir meinen Schrecken; kürzlich bekam ich einen Brief mit der Aufſchrift: Jungfer U. in U., Tochter des dortigen Bäckermeiſters U. Zum Glück war ich allein, als der Brief ankam, und ich habe die Adreſſe ſogleich verbrannt. Schreibe mir auch die neueſten Moden und beſonders die faſſionabelſten Negligé-Anzüge. Ich empfange gegenwärtig alle Beſuche bis Mittags ein Uhr im Negligé. Es iſt nobler.

32.

Schreiben des Herrn U. an ſeinen Bruder, der ſo eben aus China zurückgekehrt iſt.

Lieber Bruder!

Ich gratulire Dir zu deiner Ankunft. Bereits läge ich in deinen Armen, wenn mich das dumme Zipperlein nicht zurückhielte, darum eile, um Dich zu mir zu verfügen. Ich brenne vor Sehnſucht, Dich zu ſehen. Wahrhaftig, wenn man auch volle fünfzig Jahre lang von ſeinem Vaterlande entfernt war! Du mußt Wunderdinge erzählen können, aber Du wirſt auch Wunderdinge ſehen. Nicht wahr, wir haben uns verändert! Nicht wahr, wir ſind fortgeſchritten! Du wirſt dein Vaterland gar nicht mehr kennen. Ganz andere Regierungen, ganz andere Meinungen! Alles anders, und viel beſſer. Der Zeitgeiſt iſt ein mächtiger Regent. Dein Herz-

muß wahrhaft aufthauen, wenn es ſieht, wie herrlich es bei uns nun gegen früher ausſieht. Und vollends wenn man in China lebte, dieſem unumſchränkteſten der unumſchränkten Staaten, wo man von Freiheit, Conſtitution, Oeffentlichkeit und dergleichen Dingen kein Wort weiß! Bruder, ich könnte es kein Vierteljahr in China aushalten. Dort müſſen ja die Menſchen erbärmlich blos vegetiren. Keine Aufklärung, keine Civiliſation! Ich ſehe ſchon, wie dein Auge freier leuchtet, und in meinen alten Tagen will ich es noch einmal verſuchen, mit Dir zu ſchwärmen. Freilich iſt noch nicht Alles ſo, wie es ſeyn ſollte; freilich haben wir noch große Schwierigkeiten zu überwinden, bis alle die Ideen der Neuzeit in Wirklichkeit treten, freilich wird es noch blutige Kämpfe koſten, bis wir wahrhaft frei ſind, eine Herrſchaft des Volks durch ſich ſelbſt! Allein die Fortſchritte der Gegenwart ſind rieſenhaft; ich ſelbſt will es noch erleben, daß den Völkern ihr Recht wird, ob ich gleich ſchon meine ſechzig zähle. Komm, lieber Bruder, komm in meine Arme, um über die Fortſchritte der Zeit zu jubeln.

Dein treuer N. in N.

33.

Antwort des Bruders in U.

Mein Bruder!

Du wirst mich nicht zu sehen bekommen, denn ich bin auf der Rückreise nach China. Bei Euch könnte ich es nicht aushalten. Am allerwenigsten bei Dir, Deinem Briefe nach.

Lieber Bruder, ich glaube, Du bist ein Narr geworden. Was willst Du denn mit all deinen Neuerungen und Fortschrittstollheiten? Bei uns allein lebt man ruhig. Von jedem Tag kann man vorausbestimmen, wie er seyn wird. Auf Jahre hinein kann man alles berechnen, denn bei uns herrscht Stabilität, ein Wort, das ihr nicht kennt. Zu euch sollte man alle Schwindelköpfe der Welt senden, zu uns aber die soliden Leute, die gern wissen, wo sie daran sind. Was bei uns einer von Ge-

baar iſt, das bleibt er. Was bei uns vor 100 Jahren Sitte geweſen iſt, das iſt es noch. Unſere Geſetze ſind ſeit 1000 Jahren dieſelben, der Himmel iſt derſelbe, die Regierung iſt dieſelbe, die Menſchen ſind dieſelben. Wir haben das Gute gefunden und daran halten wir.

Wie ganz anders iſt's bei euch! Da habt ihr vor 40 Jahren alle eure alten Einrichtungen über den Haufen geworfen und euch neue geſchaffen. Vor 30 Jahren ward ihr wieder nicht damit zufrieden, und wieder neue wurden angeſchafft; ja erſt vor 10 Jahren wieder iſt's toll d'runter und d'rüber gegangen. Es iſt ein ewiger Wechſel, ein ewiges Unzufriedenſeyn.

Aber ſind denn jetzt die Menſchen glücklicher bei euch, als früher. Nun, du meine Güte, da leſe ich die Zeitungen, die Gott verdammen möge, denn von ihnen kommt alles Unheil her, und deßwegen haben wir auch keine, — was leſe ich darin? Nichts als Klagen und Schimpfereien, und dann wieder Schimpfereien und Klagen! Das iſt ein Mordſpectakel. Volksfreiheit! Das Wort begreife ich nicht. Warum iſt denn das Volk auf der Welt? Damit es glücklich ſey. Wann iſt es glücklich? Wenn es ſo wenig als möglich zu ſorgen hat. Gut! Bei uns in China hat das Volk für gar Nichts zu ſor-

gen; die Regierung ſorgt für alles; das Volk darf nur ſein Tagwerk ausarbeiten und ſich dann ſchlafen legen; das iſt alles, was man von ihm verlangt. Wie aber iſt's bei euch? Da hat der Bauer und Bürger alle möglichen Pflichten und findet vor lauter Pflichten keine Zeit, ſeinen Acker zu beſorgen. Geht mir mit eurer Freiheit und Gleichheit! Ihr wollt nur ſelbſt keine gemeinen Leute mehr ſeyn! Wären ihr als Grafen geboren, ei wie würdet ihr euch wehren? Aber da meint ſo ein Demagog, als Bürgerlicher ins Bett zu liegen und als Baron wieder aufzuſtehen, und wenn's ihm nicht gelingt, ſo will er gleich alle Barone zum Teufel jagen. — Oeffentlichkeit! Oeffentlichkeit des Gerichts! Oeffentliche Verſammlungen! Was ſollen dieſe Worte alle? Bei uns kennt man ſie nicht und als ich auswanderte, wußte man in meinem Vaterlande auch nichts von ihnen. Soll denn die ganze Welt ſcandaliſirt werden? Hat man denn nichts Beſſeres zu thun, als zuſammenzuſtehen auf den Markt und ſich den Magen leer zu ſchreien? Was kommt bei all' den Geſchichten heraus? Nichts als Händel und Zwietracht. Nichts da, Jeder denke für ſich und die Regierung für alle. Was ſollen die Tollheiten von Verantwortlichkeit der Miniſter und dergleichen! Macht ſie verantwortlich, ſo lang ihr wollt,

sie thun doch, was sie wollen und lachen euch noch oben d'rein aus, wenn sie euch an der Nase herumgeführt haben, wie ihr es denn auch nicht anders verdient. Bei uns? Nun da weiß man schon, daß der Kaiser die Oberaufsicht führt über seine Diener, was braucht man weiter? Nun kommt aber noch der ärgste Unsinn: „Preßfreiheit" genannt. Was das Wort bedeuten soll, ist mir am allerunklarsten. Soll denn jeder sagen dürfen, was er will? Soll denn gedruckt werden, was diesem oder jenem Narren oder gar Spitzbuben in den Kopf kommt? Wer wäre da noch seiner Existenz sicher? Kein Mensch könnte mehr speculiren, kein Mensch mehr dociren, kein Mensch mehr practiciren, Alles stände in den Zeitungen und man nähme dann nur so ein Blatt und schnappte jedem seinen Bissen vom Mund weg. Sollten gar keine Personen exempt seyn? Ueber Alle sollte gesagt werden dürfen, was man über sie sagen kann? In einem solchen Staate möchte wahrhaftig der Teufel nicht leben; denn da müßte ja alle Scheu vor den geheiligten Majestäten, alle Ehrfurcht vor den höher stehenden Personen, alle Andacht vor den mit himmlischer Glorie umstrahlten Priestern aufhören! Woher ist alles Unglück der Menschen gekommen? Von der Presse. Dadurch hat der Mensch einsehen gelernt, was er

zu wollen berechtigt ſey; dadurch haben die Schlechten Gelegenheit bekommen, ihre Nebenmenſchen in ihren ſogenannten Rechten zu unterrichten; dadurch haben die Leute die Wahnwitz-Ueberzeugung gewonnen, es gehe ihnen ſchlimmer, als ihnen gebühre; dadurch kam die Unzufriedenheit unter die Menſchen und das Unglück; denn dieſes iſt nichts anders als das Bewußtſeyn, daß man nicht glücklich iſt.

Pocht nur auf Eure Aufklärung! die Aufklärung hat alles Leid über die Menſchen gebracht. Wären die Menſchen in ihrer eigenen Unſchuld geblieben, ſo hätten ſie Nichts von der Schuld Anderer gewußt. Die Aufklärung iſt Schuld an allen Revolutionen, an Mord und Todtſchlag, an Aufruhr und Bürgerkrieg. Geh mir mit deinen Civiliſationsideen; geh mir mit deinen Fortſchritten! Von allen zuſammen iſt mir blos Eine angenehm, die Erfindung der Dampfſchiffarth und der Eiſenbahnen. So habe ich Gelegenheit, recht bald wieder in mein zufriedenes China zurückzukehren. Werft uns nicht Geiſtesunthätigkeit vor! Ein Menſch, der nichts thut, iſt beſſer als einer, der Schlechtes thut. Nennt uns nicht bornirt, weil wir zufrieden ſind! Ueberhaupt laßt uns aus dem Spiele, denn wir paſſen nicht zuſammen. So Gott will, ſoll dieſes mein neues Vaterland einſt eine Zufluchtsſtätte werden für Alle,

welche ſolid denken, für Alle, welche ihr Ariſtocraten nennt, weil ſie die beſte und einzig richtige Denkungsart haben. Gehts ſo fort, wie es ſeit fünfzig Jahren in Europa zugeht, ſo werden wir bald viele Einwanderer bekommen, denn ihr lebt wie Tolle darauf los, und jagt nächſtens Alle zum Teufel, die nicht die Welt umkehren wollen, wie ihr. Ach! Mein gutes China! Du Vaterland der Stabilität in Wort und That! Wie bald wirſt du von Fürſten, Grafen und Baronen heimgeſucht werden, die ſonſt nirgends mehr ein Unterkommen finden! Dann erſt wirſt du das vornehmſte Land auf der Welt werden. — Adieu auf Lebenszeit

dein Bruder N. in China.

51.

Schreiben eines Dieners des Wortes Gottes in U. an einen Gastwirth in U.

Mein Herr!

Ich habe gestern an Ihrer Table d'hôte gegessen. Es war ein Sonntag. Ich will Nichts von dem Reichthum der Speisen, der eher für eine Stadt Babylon sich geschickt hätte, als für eine christliche Stadt wie N., Nichts von dem Ueberfluß der fremden Weine, die glauben machen, Ihre Gäste hätten einen Fortunatushekel, ob Sie gleich denselben, sie mögen arm oder reich seyn, auf gleiche Weise verführerisch das Geld aus der Tasche locken; Nichts von dem Preise der Tafel sagen, der für einen Mann, wie ich bin, wenigstens dreimal zu hoch war, da Sie wohl gesehen haben müssen, wie ich von dem Braten am Ende nur einmal aß und

von den übrigen Speisen höchstens zweimal. Mein dieses Alles lasse ich dahingestellt; aber mein Herr, ich habe an der Tafel und während der Tafel fluchen gehört. Sie selbst waren es nicht, aber Ihre Gäste waren es. Wer soll aber Ordnung im Hause erhalten? Niemand als der Hausherr. Darum sage ich Ihnen, der Zorn Gottes wird Sie treffen, so Sie dergleichen Fluchwürdigkeiten noch ferner dulden. „Verflucht seyst du bis ins dritte und vierte Glied, so du dich nicht besserst, du Sohn Rehabeam!" Doch nicht zufrieden mit dem „Fluchen", was geschah nach dem Essen? Gewürfelt wurde, sage gewürfelt! Ein sündhaft gottlos Spiel, eine Erfindung des Satans, eine diabolische Invention, um mich deutlicher auszudrücken, durch die ich selbst einmal um mein Geld gekommen bin! „Die Hölle erwartet Dich, du Sohn der Hölle, denn du hast freveln lassen an dem Höchsten!" Bedenken Sie, es war ein Sonntag, als in Ihrem Hause gewürfelt wurde! Ich schüttle den Staub von meinen Füssen; Ihr Haus werde ich nie mehr betreten, denn „es ist fluchwürdig, so Du nicht in dich gehst und Reue dich erfaßt und durch Buße die Besserung in Dich zieht, die allein im Glauben möglich ist."

N. in N. Diener des Worts Gottes.

33.

Antwort des Gastwirthe in N. an den Diener des Wortes Gottes in N.

Hochwürdiger Herr!

Ehre ist meinem Hause widerfahren, denn ein „Heiliger des Herrn" hat seine Schwelle übertreten. Ich werde den Tag in meinem Kalender notiren und zwar mit einem schwarzen Kreuzlein zum Unterschiede von den rothen, die von meiner Frau herrühren. — Etwas Ausserordentliches ist geschehen. Noch nie hat solch ein Mann, wie Sie, in meinen vier Wänden ein Logis bekommen und tief fühle ich es, wie unwürdig ich solch hoher Gnade bin. Was die Ermahnungen Euer Hochwürden betrifft, so haben dieselben mein Herz durchschnitten. Die Welt ist gar verderbt und nur wegen dieser Verderbniß heule ich mit den Wölfen. Aber, glauben

Sie mir, ich habe lauter gottesfürchtige Zwecke. Vielleicht gelingt es mir, durch meine wohlbesetzte Tafel einen Menschen zu übersättigen, daß er einen Ekel bekommt und ein anderer Mensch wird! Vielleicht gelingt es mir, meinen Tafelfreunden den Seckel zu leeren, daß sie arm mich verlassen, und im Trübsinn einen andern Sinn bekommen, wie man ja schon viele Bekehrungen aus Armuth vernommen hat! Das sind meine Zwecke und der Himmel möge seinen Segen geben, daß sie alle ans Ziel gelangen. Ich wenigstens komme dann gewiß an mein Ziel. —

Was das Fluchen und Würfeln am Sonntage betrifft, so gehe ich noch weiter, als Euer Hochwürden, denn ich bin auch gegen das Fluchen und Würfeln am Werktage. Mich selbst hat zwar das Würfeln noch kein Geld gekostet, wie Euer Hochwürden, da Sie, wie es scheint, in diesem verwerflichen Artickel einige Erfahrung besitzen; allein dennoch leide ich sehr darunter, denn gar oft vergißt einer über dem Spiel das Trinken! Gar oft verliert dieser oder jener der Spielenden sein Geld und ist dann nicht im Stande, mich zu bezahlen, wenn die Monatsrechnung kommt! Oft werde ich selbst sogar angeborgt, und dann habe ich meine liebe Noth, bis ich das Geld wieder erhalte, ob ich gleich nur Leu-

ten berge, die entweder ſelbſt ſchon reich ſind, oder reiche Eltern haben und einſtweilen gute Zinſen verſprechen. Ich wäre dafür, daß jeder Werktag als ein Sonntag zu halten wäre, nicht weil ich am Sonntag die meiſten Gäſte habe, ſondern damit jeder Tag gleich heilig gehalten werde. Ach warum haben wir auch kein Sonntagsgeſetz! Warum nöthigt man die Menſchen nicht mit Dragonern in die Kirche und mit Gensdarmen in die Betſtunden! Das würde anfangs viel Bitterkeit des Gemüths verurſachen, und in ſolchem Seelenzuſtande pflegt man ſtets viel zu trinken, hernach aber thaut das Herz auf und man ſieht ein, daß man mit Unrecht zornig geworden ſey, und trinkt noch mehr.

Am Sonntag ſollte gar keine Arbeit geduldet werden; das würde mir allein genügen. Durchaus keine Arbeit! Sondern Seele und Körper ſollten ſich ſtärken auf die ganze Woche!

Ich werde meine Gäſte nach und nach von dieſer meiner Ueberzeugung zu überzeugen ſuchen und ich habe ſchon den Anfang damit gemacht, indem ich Ihren Brief verlas. Dieſelben waren auch insgeſammt von ſeinem Inhalte ſo ergriffen, daß alsbald eine Kollekte veranſtaltet wurde, denſelben in Glas und Rahmen faſſen zu laſſen. Dieſes ſchöne Denkmal derzeitiger Frömmigkeit hängt jetzt in meiner Wirths-

ſtube unter den andern intereſſanten Gemälden, die daſelbſt zu betrachten ſind, hart neben dem berühmten Kupferſtich „der Möhrle von Häfnerneuhauſen.“ Viele Leute kommen in mein Wirthshaus, blos um den Brief zu leſen, und ich ſchließe daraus, daß der Sinn für Frömmigkeit noch nicht ganz erloſchen iſt.

Sollte es mir übrigens nicht gelingen, alle meine Gäſte zur Tugend und Unſchuld, welches letztere allerdings ein wenig ſchwer halten dürfte, zurückzubringen, ſo habe ich im Sinne, mich einſtens zu Gunſten meines Nachfolgers und Sohnes ganz aus der Wirthſchaft zurückzuziehen. Ich werde das große Beiſpiel des Kaiſer Karl V. nachahmen, der auch in ein Kloſter gieng, nachdem er eingeſehen, daß Nichts mehr für ihn zu machen ſey. Uebrigens wird dieß nicht nöthig ſeyn, denn bereits haben meine gottesfürchtigen Zuſprüche ſo ſehr auf die Gemüther meiner täglichen Gäſte gewirkt, daß ſie ein Erkleckliches zuſammenlegten, um Euer Hochwürden, falls Sie wieder einmal hier durch kämen, gänzlich freizuhalten. Wir haben das Geſicht von Euer Hochwürden noch nicht genau und nicht genug betrachtet, und wir möchten darum einmal Euer Hochwürden während voller acht Tage genießen.

In der Hoffnung, daß Euer Hochwürden für

unſer aller Seelenheil beten werden, ſo wie wir dieß für den Geiſt Euer Hochwürden bereits alle Tage thun, daß er nicht auf Irrwege gerathe, bin ich mit aller der Hochachtung, die einem ſo ausgezeichneten Manne gebührt, Euer Hochwürden

demüthigſter N. in N.

Gaſtwirth zum blauen Raben und Mitglied des neugeſtifteten „Werktage — in — Sonntage — Verwandlungs — Clubbs.“

Schreiben einer Wittwe in N. an den Particulier N. in U. in Betreff ſeines Sohnes.

56.

Hochachtbarer Herr! Wohlgeborner Mann!

Euer Wohlgeboren werden ſich meiner noch recht gut erinnern, wenn Sie nur gleich die Güte haben wollen, auf die Unterſchrift dieſes Briefes zu ſehen. Wiſſen Sie noch, es war vor etwa fünfundzwanzig Jährchen und ich war noch ledig damals; Sie aber waren noch nicht Wittwer, wie jetzt. Ihre Frau und ich, wir waren recht gute Freundinnen zuſammen und auch Sie ſchienen mich liebgewonnen zu haben; denn ich weiß noch, wie Sie einmal zu mir ſagten: wenn Sie noch kein Haunkreuz hätten, ſo würden Sie mich heirathen, weil Sie dann gewiß wären, eines zu bekommen. Nun es war Spaß von Ihnen, aber aus der Sache wurde doch Ernſt,

denn ich heirathete bald darauf. Leider iſt mein ſeliger Mann jetzt todt, ſonſt würde er mir bezeugen, wie richtig Sie mich beurtheilten. Einige Zwiſtigkeiten abgerechnet, die freilich alle Tage vorfielen, weßwegen mein Mann unſere Ehe auf dem Todbette auch nur den ſiebenjährigen Krieg nannte, da wir nur ſieben Jahre gehaust haben, lebten wir äußerſt zufrieden miteinander, und ich habe drei Sprößlinge aus dieſer glückſeligen Verbindung, die Geldes werth ſind. Ach! Sie ſollten meine drei Töchterleins ſehen. Die erſte heißt Amalie und iſt 23 Jahre alt; die zweite heißt Natalie und iſt 21 Jahre alt; die dritte heißt Roſalie und iſt 19 Jahre alt. Meine Amalie, meine Natalie, meine Roſalie ſind drei unvergleichliche Mädchen, und ich kann Sie verſichern, daß ſie ſchon verſchiedene Anträge bekommen haben, und zwar ſehr achtbare, wie denn erſt geſtern Abend noch der Herr Medicinae Practicus N. eine Viertelſtunde lang mit meiner Natalie geſprochen hat, ſo daß Jedermann meinte, die Zwei ſeien Braut und Bräutigam; aber alles in Zucht und Ehren, denn ich ſelbſt war dabei und es geſchah in einem Garten, wo wir alle Wochen einmal hinkommen, weil da immer große Geſellſchaft iſt, natürlich jede um ſein Geld. Alſo um wieder auf die Sache zu kommen, ſo nehme ich großen

Antheil an Ihrer Familie, eben von wegen unſerer nahen Bekanntſchaft, und wenn ich nicht irre, ſogar Verwandtſchaft. Da bin ich nun zufällig mit Ihrem Herrn Sohne bekannt geworden, der ſich ſeit etwa einem halben Jahre hier aufhält, zu ſeiner Kurzweil, wie es ſcheint, oder zu ſeiner Ausbildung, wie Sie vielleicht glauben. Ich bitte ſehr, daß Sie nicht meinen, ich hätte Ihren Herrn Sohn angelockt oder gar zuerſt mit ihm geſprochen; nein ſo weit vergeſſe ich mich nicht; aber als er mit uns bekannt wurde, nemlich gerade in jenem Garten, wo überhaupt viele Bekanntſchaften gemacht werden, weßwegen wir auch hingehen, da glaubte ich, ihn wohl in unſer Haus einladen zu dürfen, da wir ja, wie geſagt, alte Bekannte und meinen obigen Worten nach Verwandte ſind. Auch ſieht Ihr Herr Sohn Ihnen viel gleich, wie ich ſchon bemerkte; iſt recht hübſch gewachſen, wie meine Roſalie ſagt; hat die friſcheſten Augen von der Welt, wie meine Natalie meint, und kann die Frauenzimmer vortrefflich unterhalten, wie meine Amalie hinzu ſetzt. So ſehe ich nicht ein, warum Ihr Herr Sohn unſer Haus nicht beſuchen ſollte, beſonders da er einmal ein Schönes von Ihnen erben muß; denn Sie werden doch ſeit Ihrer Heirath nicht zurück, ſondern eher vorwärts gekommen ſeyn. Der Herr Sohn kam auch ſehr

oft und wir wußten alle nicht, wem von uns Vieren, wollte ſagen, welchen von den Dreien, der Amalie Roſalie oder Natalie, er den Vorzug gebe, allein es war ein recht vergnügtes Verhältniß; plötzlich aber iſt Ihr Herr Sohn ſeltener und ſeltener gekommen und am Ende gar ausgeblieben. Natürlich als Frauenzimmer konnten wir nicht fragen, warum, aber auffallend war es uns ſehr. Da hörten wir aber gar wunderbare Gerüchte und bald wurde uns eine ſchreckliche Aufklärung. Ich habe durchaus keine Nebenabſichten, wie Sie aus dieſem Schreiben ſchon längſt werden haben merken können. Nur die lauterſte Herzenstheilnahme an Ihrer Familie treibt mich dazu, Ihnen alles zu ſchreiben. Das würde mir ja meine verſtorbene Freundin, Ihre Frau, im Grabe noch übel nehmen, wollte ich nicht für Ihren Erſtgebornen wie eine eigene Mutter Sorge tragen. So ſage ich Ihnen denn, daß Ihr Herr Sohn auf dem Wege iſt, ein rechter, liederlicher Menſch zu werden. Ich ſage das nicht ſo von Ungefähr, ſondern was ich ſage, kann ich beweiſen. Bereits hat er alle Ordnung und Sitte abgelegt. So gieng er erſt kürzlich auf den Markt und kaufte nicht blos mit eigener Hand Kirſchen, ſtatt ſie durch eine Magd nach Hauſe hohlen zu laßen, ſondern ließ ſich die Kirſchen in ſeinen Hut

ſchütten und aß ſie auf der öffentlichen Straße. Bedenken Sie auf der öffentlichen Straße Kirſchen eſſen! Die Sache machte ungeheures Aufſehen und man ſprach eine Stunde darnach in der ganzen Stadt davon. Was that aber Ihr Herr Sohn? Er lachte darüber. Er lacht freilich über Alles. Denken Sie nur, er ſitzt oft bis Nachts 11 Uhr oder gar 12 Uhr im Wirthshaus! Und in was für einem Wirthshaus? Ja wenn's noch ein ordentlicher Gaſthof wäre! Aber nein! in die geringſten Spelunken, wo alles mögliche Geſindel hinkommt, da ſitzt er hin und trinkt, und wenn man es ihm verwirft, ſo lacht er, und ſagt, da lerne man die Menſchen am beſten kennen, und in einer Kneipe hätte er ſchon hundertmal geſcheidtere Gedanken gehört, als im vornehmſten Gaſthof, der nur von Grafen und Baronen beſucht würde. Ueberhaupt iſt bei ihm von Regelmäßigkeit gar keine Rede. Ins Bett geht er, wann er will, manchmal gar nicht, ſondern arbeitet die ganze Nacht durch; manchmal ſchläft er den ganzen Morgen; manchmal ſteht er um 2 Uhr auf, heute ißt er da zu Mittag, morgen dort, ja es iſt ſchon vorgekommen, daß er gar nicht zu Mittag aß, und wenn man ihn auf das Schädliche dieſer Lebensweiſe aufmerkſam machte, ſo lachte er und meinte, er eſſe, wenn er Hunger habe. Be-

trunken hat man ihn auch ſchon einmal geſehen und überhaupt führt er eine ſehr ärgerliche Lebensweiſe, denn man ſieht nicht einmal immer Handſchuhe an ſeinen Händen, und wenn es noch ſo arg regnet, ſo geht er ohne Schirm, ob er gleich gewiß deren zwei beſitzt und das dadurch bewieſen hat, daß er einmal bei hellem Sonnenſchein mit offenem Schirm gieng, wie er ſagte, weil die Sonne brenne, wahrſcheinlich aber, weil's in ſeinem Oberſtübchen nicht richtig war. Das Allerärgſte iſt aber ſein Umgang. Bedenken Sie nur, mit wem er umgeht! Mit dem allerliederlichſten Subjecte von der Welt. Das iſt ein Maler, der ein dutzend Jahre in Italien oder gar in der Türkei ſich herumgetrieben hat, ſtatt ſich redlich zu Hauſe zu nähren. Ein Menſch, der einen ungeheuren Backenbart trägt, und trotz dem, daß er ſchon nahe an Vierzig iſt, noch ſo jung thut, wie ein Achtzehner, auch wie es ſcheint, gar nicht im Sinne hat, zu heirathen, ob es gleich einmal an der Zeit wäre. Ein Menſch, der in viererlei Sprachen flucht und gar keine Achtung vor dem weiblichen Geſchlechte beſitzt, ſondern im Gegentheil ſchon öffentlich geäußert hat, er ſtehe noch im Zweifel, ob das weibliche Geſchlecht zum Menſchengeſchlecht gehöre oder nicht. Der Menſch iſt ein wahrer Satan und trotz dem geht Ihr Herr Sohn mit ihm um. Ja weil

der Maler kein Geld hat, ſo hilft er ihm noch aus und macht deßhalb Schulden, die aber Sie gewiß nicht bezahlen werden, denn der Maler kann das Geld nie zurückzahlen, ob er gleich ein Genie ſeyn ſoll. Nimmt es Sie nun Wunder, wenn ich Sie auf dieſe gräßliche Veränderung im Betragen Ihres Sohnes aufmerkſam mache? Sehen Sie jetzt, wie ehrlich ich es mit Ihnen meine? Ach, ich bitte Sie um Gotteswillen, machen Sie, daß Ihr Herr Sohn wieder umlenkt und ein ordentlicher Menſch wird! Noch iſt es Zeit, bald aber möchte es zu ſpät ſeyn. Hauptſächlich und vorerſt wird es gut ſeyn, wenn er gezwungen wird, dieſe liederliche Geſellſchaft zu meiden, denn ich habe gegründete Urſache zu glauben, daß der Maler es war, der Ihrem Herrn Sohn unſer Haus entleidete. Ach es wäre Jammerſchade, wenn der junge Mann jetzt ſchon körperlich und geiſtig zu Grunde gienge!

In der Hoffnung Ihres baldigen Entſchluſſes bin ich aus alter Freundſchaft und auſſerordentlicher Hochachtung Ihre ergebenſte

N. in N. Wittwe.

NS. Meine Natalie trägt mir auf, Ihnen zu ſagen, daß ſie geſtern den Herrn Sohn durch die Jalouſieläden zufällig, denn es iſt nicht wahr, daß ſie auf ihn gepaßt hat, geſehen und

gefunden habe, wie er ganz bleich sei. Meine Amalie ist ihm in dem Schloßgarten erst vorgestern begegnet (auch ganz zufällig, denn sie gieng nicht dahin, weil sie wußte, daß er dort sei), und hat gefunden, daß seine Augen nicht mehr das frühere Feuer haben. Meine Rosalie endlich hat ihn heute im Hause des Herrn N, wo er seit neuerer Zeit oft hinkommt und wo meine Rosalie seit vier Wochen sich Zutritt verschafft hat, gesehen, aber sie meint, er müsse nothwendig krank seyn, denn er sei ganz melancholisch in einem Zimmer gesessen und habe mit den anwesenden Frauenzimmern allen, absonderlich auch mit ihr, kein Wort gesprochen. Eilen Sie, wenn Sie Ihren Herrn Sohn noch retten wollen

Die Obige.

NS. Ich werde Ihrem Herrn Sohn unser Haus noch verbieten müssen, falls er nicht bald zu sich und zu uns zurückkehrt; denn Sie können sich denken, daß ich den guten Ruf meiner drei Töchter, der Natalie, der Amalie und der Rosalie nicht aufs Spiel setzen kann.

Die Obige.

37.

Antwort des Particulier N. an die Wittwe in N.

Sehr achtbare Frau!

Ihre Besorgnisse sind nur zu wahr! Ich habe genaue Nachforschungen anstellen lassen und gefunden, daß Alles seine Richtigkeit hat! Aber nicht blos das, sondern noch mehr! Glauben Sie der Bursche sey zufrieden gewesen, Kirschen auf öffentlicher Straße zu essen? Nein, auch Bretzeln aß er, und sogar ohne Weste und Halstuch ist er schon ausgegangen! Ach! Warum mußte er auch Ihr ordentliches Haus verlassen, wo er so gut aufgenommen war und die Gesetze der Ordnung und Schicklichkeit so herrlich realisirt sehen konnte! Ach der Maler, der Maler! Sollte man nicht ein Gesetz erlassen, daß künftighin alle Genies und talentvolle Köpfe sich ganz nach den Regeln gewöhnlicher Menschen schicken müßten,

widrigenfalls ſie öffentlich als Genies und Talente ausgerufen werden ſollten, damit Jederman wiſſe, wornach ſich zu halten? Ich weiß noch nicht, werde ich meinen Sohn auf den Pflichttheil ſetzen oder gänzlich enterben. Einſtweilen ſende ich ihm einen Wechſel, damit er ſeine Schulden bezahlen und neue machen kann. Sie ſehen, daß ich ihn als gänzlich verloren betrachte; geben Sie ſich daher keine Mühe, mich wieder mit ihm auszuſöhnen, ich bitte Sie ſogar darum, mir gar nicht mehr zu ſchreiben; Ihre Briefe würden nur den Kummer immer wieder von neuem wecken. Mein Sohn Kirſchen und Bretzeln auf der Straße eſſen! Es iſt ein ausgemacht liederlicher Menſch! Seyn Sie froh, daß er nicht mehr in Ihr Haus kommt; Sie kämen nur in ſchlechten Ruf.

Mich für Ihre Mühe nach Gebühr bedankend

Ihr ergebenſter N. in N.

38.

Schreiben eines Landedelmanns an ſeinen Nachbar, den Baron N. in N.

Lieber Herr Bruder!

Ach ich bin ein armer bedaurungswürdiger Mann! — Amt bekomme ich keines; Penſion habe ich keine; Geld gibt mir Niemand; meine Schwiegermutter will nimmer blechen; ſterben will ſie noch weniger. Was nun anfangen? Schon zwei Jahre nacheinander hat mir der Hagel all' meinen Feldſegen in den Boden geſchlagen. Heuer noch obendrein totalen Mißwachs beim Wein. Die Gläubiger wollen nimmer warten. Niemand will mir friſche Gelder anlehnen. Zu meinem Landgut findet ſich kein Käufer. Von Erdbirnen lebe ich ſchon über ein halbes Jahr, daß mir davon die Haare durch die Kappe herauswachſen. Und das bischen

Geld, was ich bisher noch aus meinen Waldungen für Holz erlöst habe, jagt meine allezeit durstige, herzgeliebteste Ehehälfte durch die Gurgel. Rathe mir, Bruder, wie soll ich mich retten? Ich weiß nichts anders zu thun, als am nächsten düstern Tag, den wir wieder bekommen, noch einmal in Gottes Schöpfung hineinzusehen, und mich — in meinen See zu stürzen. Lebe wohl! u. s. w.

39.

Antwort des Barons N. in U.

Herzensbruder!

Wirst doch so kein Narr seyn — und Dich ersäufen? — Das wäre mein Seel eine Todesart, die Dir und der Familie nicht zur Ehre gereichte. Willst Du ja so was thun, so erschieße Dich im Namen des Herrn. Denn wo in aller Welt hast Du jemalen gehört, daß ein Kavalier von gutem Hause sich anders als durch einen Pistolenschuß vor die Stirne aus der Welt geschafft hätte? Aber das alles hast Du nicht nöthig. Laß Dir sagen, wie Du Dir auf einmal helfen kannst. Wie Du mir neulich versichert hast, so ist Dein Schloß nebst den dazu gehörigen Gebäuden in der Brandversicherung zu zehntausend Gulden ästimirt. Bekanntlich aber sind alle Deine alten Gebäude zusammen

nicht ihre viertauſend werth. Bringe Deine Meubles in Sicherheit, und in der erſten windigten Nacht zünde den alten Ritterſitz auf allen vier Seiten an, und laß den ganzen Teufel zuſammen abbrennen. Dieß kann geſchehen ſeyn, bevor die Leute vom nächſten Dorf, das ja über eine halbe Stunde vom Schloß abgelegen iſt, zu Hülfe kommen. Das Schloß iſt aus altem, eichenen Holz erbaut, Bruder, es wird ſo hell brennen, daß es eine Herzensluſt iſt! Dadurch bekömmſt Du zehntauſend Gulden baares Geld, bezahlſt Deine Schulden, und behältſt immer noch ſo vieles übrig, daß Du Dir (da Du eigen Holz haſt) wieder ein neues Haus hinbauen — und vom Ueberreſt noch etliche Jahre bequem leben kannſt. Und bis derthin werden ſchon auch wieder beſſere Zeiten kommen. So bürgerlich gemein wirſt Du doch, will ich hoffen, nicht denken, daß Du Dir ein Gewiſſen daraus machteſt, meinen Vorſchlag zu befolgen. Sieh, Bruder, es müßten ſo viele Leute daran zahlen, daß es einem Hausinnhaber im ganzen Land nicht einmal einen Batzen beizutragen betrifft. Und wer würde nicht gern ſo eine Kleinigkeit geben, um damit einen ehrlichen Kavalier aus der Noth zu retten?

In den alten Fehdezeiten der Göze und Sikin-

gen haben ſie uns alten Rittern öfters wohl ganz andere Brandſteuren erlegen müßen.

Deine Alte laß trinken, ſo lange ſie will. Die meine machts nicht beſſer, und dieſes iſt gerade, was ich will, denn im Rauſch kann ſie nicht ſo genau wahrnehmen, wie ich .... Nun du haſt ja die große Marianne bei deinem letzten Beſuch ſelbſt ſchön gefunden.

Folge meinem Rath, und leb' wohl!

NS. Bis Du wieder gebaut haſt, kannſt Du zu mir in die obere Etage einziehen. Es iſt für Dich und die Deinigen Raum genug da.

60.

Schreiben des Rentmeisters in N. an seinen Freund B. in U.

Gratulire mir, denn ich bin Rentmeister in N. Nicht wahr, das gieng schnell? Aber ich habe Dir ja immer gesagt, ich würde in acht Tagen zum Ziel kommen, wenn ich einmal wolle, und die Gelegenheit sich biete.

Nun höre, wie ich diesen Vorsatz realisirt habe. Letzten Montag bin ich einem hiesigen Kanzleiboten in Gesellschaft der Köchin vom General von N. zu Gevatter gestanden, und habe die Ehre gehabt, sie Abends nach Hause zu führen. Am Dienstag haben mich sämmtliche Domestiken Seiner Excellenz auf Rekommandation der Köchin zu sich auf den Kaffee gebeten. Am Mittwoch hab ich dem Windhund Seiner Excellenz den Wurm geschnitten, und durch dieses Talent die Gnade erlangt, in Hoch-

dero Bekanntſchaft zu kommen. Am Donnerſtag hab ich Seiner Excellenz Gelegenheit verſchafft, mit meiner Schweſter bekannt zu werden. Am Freitag früh haben Hochdieſelbe mich Ihrer gnädigen Protektion verſichern laſſen, und noch am Abend dieſes Tages iſt der bisherige Amtmann auf Dero Gütern an einem Steck- und Schlagfluß unvermuthet mit Tod abgegangen. Am Samſtag hab ich mich mit der Geliebten Seiner Excellenz, (an der Sie ſeit einiger Zeit den Geſchmack in Etwas verloren), zur Ehe-verſprochen. Und heute am Sonntag haben Sie mir die vakante Beamtung mit allen Beinuzungen und Emolumenten in Gnaden zu konferiren geruhet.

Ein Paar brave rothbackigte Knaben bringt mein Bräutchen mir bei, die ſich gewaſchen haben. Mags doch! Nimmt ja mancher eine Wittwe, die ihm ein ganzes Halbdutzend mitbringt. Und die Wittwe möcht' ich wohl ſehen, die ſo ein paar ſchelmiſche ſchwarze Augen im Kopf hätte, wie meine künftige Frau! Mein Vetter, der Zollviſitator, hat mir zwar geſtern ins Ohr geraunt, daß mich viele Leute für einen offenbaren Schuken erklären, weil ich niederträchtig genug ſey — Gott vergebs ihm, wie er ſich ausgedrükt hat —; aber die Leute verſtehen den Teufel davon, was man ſich heut zu Tage ge-

fallen laſſen muß, um ein Aemtchen zu kriegen. Kurz und gut, meine Abſicht iſt in der Hauptſache erreicht — weg mit allen verhaßten Nebenideen, genug — ich bekomm ein hübſches Weibchen und bin

Rentmeiſter zu N.

61.

Schreiben eines Familienvaters an einen Universitätsamtmann in N.

Hochzuverehrender Herr!
Hochpreislicher Herr Amtmann!

Sie können nicht glauben, mit welcher Achtung ich Sie seit einiger Zeit beehre, wie hoch Sie in meinen Augen stehen! Nun sind es erst einige Jahre, daß Sie der Universität N. als oberster Leiter und Ordner vorstehen, und bereits hat Alles ein Ansehen gewonnen, von dem man sich zu meinen Zeiten, d. h. als ich studierte, Nichts träumen mochte.

Damals, nehmlich zu meiner Zeit, hatte man noch die tolle Ansicht: auf Universitäten müsse ein besonders freisinniger und toleranter Geist herrschen; auf Universitäten dürfe man von Zwang und Pe-

kantismus nichts wissen; der Geist jedes Jünglings müsse sich ungefesselt entfalten können, wie der Gesang der Lerche in der Luft, und was dergleichen Unsinn noch mehr ist. Man gab daher damals den Studenten viel mehr freien Spielraum, als anderen, ehrlichen Menschen: sie waren gewissermaßen exemt und nur ihrer eigenen Polizei, die zudem noch oft genug durch die Finger sah, nur ihren eigenen akademischen Gesetzen unterworfen. Darum, wo etwas Tolles, Närrisches, Ungewöhnliches geschah, da hieß es damals gleich: „laßts gehen, das haben die Studenten gethan," und kein Mensch war, der nicht über das närrische Zeug gelacht hätte.

Aber was kam bei solchem Freiheits- und Unabhängigkeitssystem heraus? Zu was führte diese Toleranz? Zu Hochverrath und Raufenzerei, zum Geldverbrauchen und zu Schulden, zu allem Möglichen, nur zu keinem ordentlichen Lebenswandel. Man sah es den Burschen schon auf hundert Schritte an, daß sie Studenten seyen. Kleid und Haltung, Blick und Miene, hatten einen gewissen Pli, einen gewissen Schnitt .... nun Sie verstehen mich schon. Wer damals einen Studenten mit einem Handwerkspursch oder sonstigem Rucken verwechselt hätte, der hätte dessen Zorn schwer büßen müssen. Ich

selbst habe damals alle die Dummheiten auch mitgemacht und muß gestehen, daß ich zwar eine große Freude daran hatte, auch trotz aller Zeit- und Geldverschwendung Etwas lernte, aber — es ging nicht bei Allen so.

Kurz und gut, ich glaube, daß Sie auf dem rechten Weg sind, die Universitäten auf einen Status zu bringen, auf dem dieselben noch nie waren. Sie haben das Wort „akademische Freiheit" bereits verpönt und Niemand kann Ihnen genug dafür danken, da schon das Wort „Freiheit" ein famoses Wort ist, das ich nur in meinen vier Wänden in den Mund nehme, und ganz leise ausspreche, damit es die Mäuse nicht hören und der Katze wieder sagen. Sie haben eingesehen, daß der Hauptzweck der Studenten das „Lernen" ist, und zwar, wie Sie sehr richtig meinen, das „Auswendiglernen." Selbst denken und begreifen führt zu Nichts, nur „was man Schwarz auf Weiß besitzt"... sagt Goethe. Sie haben deßwegen eine hohe Strafe auf die Collegienversäumnisse und das viele Wirthshaussitzen gesetzt und thaten sehr wohl daran. Allein hierin könnte man, glaube ich, noch weiter gehen. Man könnte z. B. die jungen Herren förmlich mit Gensdarmen in die Collegien eintreiben und statt dem Wirthshaus könnte man ihnen auf die Zimmer ein Paar

Schoppen Weißbier erlauben nebſt einer halben Pfeife Tabak. Uebrig genug! Suiten und dergleichen romantiſche Ausflüge, als da ſind: Bierreiſen, Weinkellerunterſuchungen würde ich bei ſchwerer Strafe verbieten, und mit Einem Worte, es ließe ſich noch viel thun. Uebrigens muß ich geſtehen, daß von Ihrer Seite ſchon ſehr viel geſchehen iſt. Sie haben die Univerſität bereits ſo umgewandelt, daß man glaubt, keine Univerſität, ſondern ein beſſeres Gymnaſium zu ſehen; allein, wie geſagt, Sie ſind doch noch nicht weit genug gegangen. Wenn die Studenten jetzt auch nichts mehr und nichts weiter ſind, als erwachſene Schulerbuben, ſo muß man bedenken, daß auch die Schulerbuben böſe Buben ſeyn können. Vorderhand würde ich ihnen alles Geld entziehen, da ſie ſelbſt noch nicht majorenn ſind und mit dem Geld nicht umzugehen wiſſen. Ich würde für etwa allemal Hundert zuſammen einen Pfleger beſtellen, den ſie ſchön bitten müßten, wenn ſie ein Paar Kreuzer zu Brezeln verwenden wollten. Das ſogenannte Pumpſyſtem würde ich ſomit gänzlich aufheben. Kein Metzger dürfte mehr ein Pfund ausleihen, kein Kaufmann mehr auf Credit ein halb Pfund Tabak hergeben! Das führt Alles zum Leichtſinn und Verſchwenden.

Die erwachſenen Schulerbuben, die man auch

jetzt noch dummer Weise Studenten heißt, haben noch keinen Verstand; also muß man sie auch unverständig behandeln, und hiezu haben Sie offenbar die meiste Anlage. Auf zwei Dinge würde ich hiebei hauptsächlich sehen, daß sie nicht existirten; ich meine Duelle und Verbindungen. Ich habe mich in meiner Jugend mehrere Male geschlagen, aber jetzt meinen Irrthum eingesehen. Sie thaten dieß schon früher, denn Sie gaben, so viel ich weiß, auch als Student keine Satisfaction. Zu was denn Duelle! Man sagt allerdings: die Gemeinheit würde sonst auf den Universitäten über Hand nehmen. Aber, was thut das? Lassen Sie die Herren Pursche einander denunciren, oder auf den Straßen herumprügeln, das kostet wenigstens kein Leben, wenns auch niederträchtig ist, und nach der besten Ansicht ist das Leben doch die Hauptsache. Also, kein Student dürfte mir einen Rappier in die Hand nehmen, das führt ins Verderben und ein junger Mann, der ordentlich schlagen, schießen u. s. w. kann, bekommt einen gewissen Muth, der sogar staatsgefährlich werden kann, je nachdem er angewandt wird.

Am gefährlichsten sind aber die Verbindungen. Man hat zwar ebenfalls auf seine jesuitische Weise ihnen wenigstens keinen Schaden andichten wollen; man hat sogar darauf aufmerksam gemacht, daß sie,

wenn sie blos Corpsverbindungen seyen, also ohne allen politischen Zweck, sondern blos zur Aufrechterhaltung der Geselligkeit, der Freundschaft und der Ordnung, — ihr Nutzen sehr bedeutend seyn könnte; allein was sagt man nicht Alles? Teufel auch, wie viel Geld braucht man als Corpsbursch! Welche Ausritte und Corpsfeste muß man mitmachen! Wie oft muß man einen armen Commilitonen oder einen fremden Corpsbruder unterstützen! Was kosten die Pankapparate, die Kneiptage, die Bänder, Kappen, Quasten u. dgl. mehr! Ich bitte Sie, schaffen Sie die Verbindungen ab; Sie werden sich ein unendliches Verdienst dadurch erwerben.

Uebrigens haben Sie die beste Gelegenheit. Die Studenten sind gewöhnlich offenherzig genug, von Allem laut zu sprechen; ich stehe dafür, Sie erfahren die Namen der Senioren und sonstiger Chargirten ganz leicht. Nun denn, frisch darauf los! Eine Wache vor die Thüren der Herren, den andern Morgen sogleich verhört; wer nicht gestehen will, dem sagt man, daß sein Freund schon alles gestanden habe; Suggestivfragen sind zwar verboten, allein die armen Pursche verstehen nichts davon; sind einige der Purschen nicht gerade anwesend auf der Universität, gleich an die betreffende Polizei geschrieben und Haussuchung halten lassen! So wird

alles an den Tag kommen, die grauſamen, grauſigen Verbindungen werden offenbar werden, und für Ihre großen Verdienſte kann Ihnen der längſt erſehnte Orden nicht entgehen. Auch werden Sie zum Mindeſten gleich darauf zum Regierungsrath befördert.

Ein beſonderes Verdienſt werden Sie ſich noch erwerben, wenn Sie etwa die Söhne eines Miniſters, die zufällig auch unter einem Corps ſind, vorher geſchickt warnen, damit ſie noch zu rechter Zeit austreten, um in keine Strafe zu verfallen. Sollten Sie überdem dieſer oder jener Verbindung beſonders zugethan ſeyn, weil ſie einſt ſelbſt darin geſtanden, ſo können Sie ja ausnahmsweiſe durch die Finger ſehen. Man wird deßwegen Ihre Unpartheilichkeit doch nicht in Zweifel ziehen und Ihnen nicht mehr Schlimmes nachſagen, als ohnehin.

Sobald dieſe neuern Einrichtungen vollends getroffen ſind, ſende ich Ihnen meinen Sohn auf die Univerſität, denn ich bin überzeugt, daß er dann eben ſo geiſtig und leiblich ausgezeichnet werden wird, als Sie ſelbſt anerkanntermaßen ſind. Inzwiſchen bin ich, mit voller Würdigung für das, was Sie geleiſtet haben, Ihr auſſerordentlich ſerviler

N. in N. weiland Corpsburſch in N.

Inhalt.

Seite

1.

Schreiben des Verfaſſers an ſeinen Verleger 9

2.

Antwort des Verlegers 16

3.

Schreiben eines Bürgers der Stadt N. an den Abgeordneten der Stadt N. 21

4.

Schreiben eines jungen Arztes in N. an einen alten Practikus in N. 35

5.

Antwort des alten Practikus in N. an den berühmten praktiſchen Arzt in N. 41

6.

Der Premierminiſter von N. an den Premierminiſter von N. 46

Seite

7.

Antwort des Premierministers von N. an den Premierminister in N. 54

8.

Der Advokat N. an den Bezirksamtmann in N. . . . 61

9.

Die Tochter des Regierungsraths N. an die älteste Tochter des Bezirksamtmann in N. 64

10.

Die Dienstmagd bei der Mutter des Advokat N. an die Köchin des Bezirksamtmanns in N. 66

11.

Antwort des Bezirksamtmanns in N. an den Advokat N. in N. 70

12.

Die Tochter des Bezirksamtmanns in N. an die Tochter des Regierungsraths in N. 71

13.

Der Pfarrer zu N. an den Oberförster zu N. 74

14.

Antwort des Oberförsters 77

15.

Die Pfarrerin in N. an ihre Nachbarin, die Pfarrerin in N. 80

16.

Brief einer Sängerin zu N. an eine Sängerin in N. . . 84

17.

Antwort der Sängerin in N. an ihre Freundin, die Sängerin in N., gegenwärtig gastirend in N. . . 88

Seite

18.

Die Oberforſtmeiſterin von N. an ihre Mutter 101

19.

Hofrath N. an den Magiſter N. 106

20.

Antwort des Magiſters 108

21.

Die Hofräthin N. an den Lieutenant von N. 110

22.

Schreiben eines banquerouten Schriftſtellers N. in N., an einen banquerotten Verlagsbuchhändler N. in N. . 118

23.

Briefe zweier lediger Jungfrauen in N. an ihre gemeinſchaftliche Freundin in N. . . . . .

Erſter Brief 137

24.

Zweiter Brief 141

25.

Antwort der gemeinſamen Freundin in N. an die beiden ledigen Jungfrauen in N. 145

26.

Schreiben des Pfarrers N. an den Bauern N. in N. . . 153

27.

Antwort des Bauern N. in N. an den Pfarrer N. in N. 157

28.

Der Präceptor in N. an den Präceptor in N. 163

29.

Brief des Bauern in N. an den Pfarrer in N. 173

Seite

30.

Schreiben eines geheilten Verliebten in N. an einen Civilgerichtshof in N. 176

31.

Schreiben des Gerichtshofs in N. an den Amtmann N. in N., als Antwort auf das Schreiben des geheilten Verliebten 194

32.

Lieutenant von N. an seinen Schwager, den Baron von N. in N. 196

33.

Einschluß im Vorigen 198

34.

Apotheker in N. an den Physikus N. allda 200

35.

Antwort des Arztes 202

36.

Brief einer Dame in N., an ihre Schwester in N. . . . 204

37.

Zwei Antworten auf diesen Brief. 1. Antwort vom Schwager der Dame in N. 215

38.

Zweite Antwort, vom Bruder der Dame in N. an diese 225

39.

Schreiben des Forstcandidaten N. in N. an den Oberförster v. N. in N. 233

40.

Schreiben eines andern Forstcandidaten an ebendenselben . 237

Seite

41.

Schreiben der ehemaligen Marketenderin N. in N. an den General N. in N., ein Militärverdienst-Ehrenzeichen betreffend 239

42.

Schreiben eines ehemaligen Militärs in N. an seinen Freund im Spital in N. 245

43.

Schreiben des Professors N. in N. an den Minister N. in N. 252

44.

Antwort des Ministers in N. an den Professor in N. . 254

45.

Schreiben der Amtmännin N. an den Pfarrvikar in N. . 257

46.

Antwort des Pfarrvikars 259

47.

Schreiben einer Bauersfrau an die Frau des Bezirksbeamten in N. 260

48.

Antwort der Bezirksamtmännin 262

49.

Schreiben einer Tänzerin vom Hoftheater in N., an ihre Mutter in N. 263

50.

Antwort der Mutter in N. an ihre Tochter die Balletänzerin am Hoftheater in N. 273

Seite

51.

Schreiben der Stadtrathstochter N. in N. an ihre Freundin N. in N. 275

52.

Schreiben des Herrn N. an seinen Bruder, der so eben aus China zurückgekehrt ist 288

53.

Antwort des Bruders in N. 290

54.

Schreiben eines Dieners des Wortes Gottes in N. an einen Gastwirth in N. 296

55.

Antwort des Gastwirths in N. an den Diener des Wortes Gottes in N. 298

56.

Schreiben einer Wittwe in N. an den Particulier N. in N. in Betreff seines Sohnes 303

57.

Antwort des Particulier N. an die Wittwe in N. . . . 311

58.

Schreiben eines Landedelmanns an seinen Nachbar, den Baron N. in N. 313

59.

Antwort des Barons N. in N. 315

60.

Schreiben des Rentmeisters in N. an seinen Freund N. in N. 318

61.

Schreiben eines Familienvaters an einen Universitätsamtmann in N. 321

An alle Lese-Vereine, Lese-Cabinette, Zeitungs-Redactionen.

Seit drei Vierteljahren erscheint in Stuttgart ein Blatt, das die Aufmerksamkeit des Publikums in hohem Grade erregt hat. Es ist dieß:

Der schwäbische Humorist.

Redigirt von

Carl Theodor Griesinger.

Das Hauptblatt liefert fast in jeder Nummer einen abgeschlossenen, für sich bestehenden, humoristisch-satyrischen Artikel; das Feuilleton, das reichhaltigste von der Welt, bringt stets das Neueste und in größter Mannigfaltigkeit, es schwingt seine bissige Geißel über alles Dumme und Schlechte und ergießt sich mit unendlichem Spotte über alles Lächerliche und Mißgeborne sowohl in der Litteratur, als im gesellschaftlichen Leben.

Es wird genügen, wenn wir hinzusehen, daß der Redacteur des schwäbischen Humoristen — der durch seine Novellen sowohl (die „letzten Zeiten der Grävenitz," „Ida von Salmandingen") als besonders auch durch seine humoristisch-satyrische Schriften („Silhouetten aus Schwaben," „Humoristische Bilder aus Schwaben," „Satyrische Briefe") von einer zu vortheilhaften Seite bekannt ist, als daß wir noch etwas hinzuzusetzen brauchten, — die meisten Artikel selbst schreibt. Wir bitten auf das bevorstehende neue Jahr um recht zahlreiche Bestellungen, welche von allen Buchhandlungen Deutschlands, Oestreichs und der Schweitz auf das Prompteste besorgt werden. (Durch die Post bezogen kostet das Blatt in Württemberg 1 fl., außer Württemberg tritt ein geringer Portoaufschlag ein.)

Stuttgart, im Nov. 1839.

Die Expedition des schwäb. Humoristen.

In der C. A. Sonnewald'schen Buchhandlung in Stuttgart ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen vorräthig:

Ida,

Gräfin von Salmandingen.

Geschichtliche Novelle

aus dem Ende des zwölften Jahrhunderts

von

C. Th. Grieſinger.

Preis elegant broschirt 1 fl. 48 kr. oder 1 Thlr. 3 gr.

Diese Novelle reiht sich würdig den beliebten Schriften eines Walter Scott, eines Hauff, eines Tromlitz u. A. an, sie spielt in Schwaben zu einer hochwichtigen Zeit. In dem Gemälde erscheinen Barbarossa, Welf, Otto von Wittelsbach, die Grafen von Tübingen und Württemberg ꝛc. — Eine interessante Scene wechselt mit der andern und das ganze Werkchen durchfließt eine höchst anziehende blühende Sprache. In den neben Kreisen, in welche es bis jetzt mit Eile drang, erregte es die ungetheilteste Aufmerksamkeit, und Einer fragt den Andern nach dieser interessanten Erscheinung.